

Alice Miller

Der gemiedene Schlüssel

Erste Auflage 1988
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Inhaltsverzeichnis

0	Vorwort	2
1	Über Friedrich Nietzsche: <i>Das ungelebte Leben und das Werk eines Lebensphilosophen</i>	3
1.1	Das Elternhaus	5
1.2	Verwirrung	9
1.3	Die Mutter	12
1.4	Richard Wagner (Der Vater, die Verführung und die Enttäuschung)	13
1.5	Nietzsches Frauenhaß	15
1.6	Der Faschismus (Die braune Bestie)	16
1.7	»Warum ich so weise bin«	22
1.8	Die Verherrlichung des Bösen (Lebendigsein ist böse)	26
1.9	Philosophie als Schutz vor der Wahrheit	32
2	Über Pablo Picasso: <i>Das Erdbeben in Malaga und die Maleraugen eines dreijährigen Kindes</i>	35
3	Über Käthe Kollwitz: <i>Die toten Engelchen der Mutter und die engagierten Werke der Tochter</i>	42
4	Über Buster Keaton: <i>Lachsalven bei Kindesmißhandlungen und die Kunst der Selbstbeherrschung</i>	50
5	Despot oder Künstler?	55
6	Wenn Isaak den Opfertisch verläßt	68
7	Des Kaisers neue Kleider	72
	Literatur	83

0 Vorwort

Sooft ich in Biographien von schöpferischen Menschen blättere, finde ich auf den ersten Seiten beiläufige Informationen, die mir bei meiner Arbeit besonders hilfreich sind. Sie beziehen sich auf ein oder mehrere Ereignisse der Kindheit, deren Spuren immer im Werk nachweisbar sind und meistens wie ein roter Faden das ganze Werk durchziehen. Trotzdem werden diese einzelnen Ereignisse vom Biographen selbst kaum beachtet. Man könnte diese Fakten mit einem gefundenen Schlüsselbund vergleichen, für den man keine Verwendung hat, weil man den Besitzer nicht kennt und vermutet, daß er längst ein anderes Haus bewohnt, folglich an den verlorenen Schlüsseln nicht das geringste Interesse mehr haben wird.

Ist es dann berechtigt, wenn ich diese Schlüssel in die Hand nehme und die dazu passenden Türen in alten Häusern ausfindig mache, um dort ein Leben zu entdecken, das lange darauf wartet, erkannt zu werden? Es mag als indiskret empfunden werden, Türen von fremden Häusern zu öffnen und in den Familiengeschichten fremder Menschen zu stöbern. In Anbetracht der Tatsache, daß so viele Menschen ihre Eltern noch zwanghaft verklären, kann mein Tun sogar als ungehörig bezeichnet werden. Es erscheint mir dennoch als unumgänglich. Denn das verblüffende Wissen, das hinter diesen bisher verschlossenen Türen zum Vorschein kommt, trägt wesentlich dazu bei, daß Menschen aus ihrem gefährlichen, folgenschweren Schlaf zu ihrer eigenen Rettung erwachen können.

1 Das ungelebte Leben und das Werk eines Lebensphilosophen

Friedrich Nietzsche

Wir fürchten uns alle vor der Wahrheit.
ECCE HOMO

Die folgende Studie entstand vor sechs Jahren und wurde von mir für dieses Buch leicht überarbeitet. Dies war nötig, weil sich inzwischen meine Motivation etwas verändert hat und mein Interesse an dieser Thematik andere Akzente erhielt. Vor sechs Jahren wollte ich noch den Nachweis erbringen, daß die Werke der Dichter und Maler in einer verschlüsselten, symbolischen Weise von den Träumen der Kindheit erzählen, die der Erwachsene nicht erinnern kann. Nachdem ich diese Entdeckung in meiner Malerei (vgl. **A. Miller** 1985, S. 11 f.) und in den Schriften **Franz Kafkas** (vgl. **A. Miller** 1981, S. 307-373) gemacht hatte, konnte ich sie anhand anderer Lebensläufe prüfen. Ich wollte sie mit den Fachleuten teilen, mußte jedoch bald feststellen, daß weder Biographen noch Psychoanalytiker etwas mit meinen Beweisen anfangen konnten.

Ich zweifelte zwar nie an der Beweiskraft des von mir vorgelegten Materials, zum Beispiel über Kafka, aber ich verlor das Interesse, wissenschaftliche Beweise zu liefern. Denn ich merkte, daß gerade Fachleute die größte Mühe hatten, die Logik der Fakten zu verstehen, sobald diese Logik ihre bisherigen Meinungen in Frage stellte.

Ich beschloß also, diese Studie nicht zu publizieren, das gewonnene Wissen für mich zu behalten, und widmete mich anderen Aktivitäten, wie dem Malen und der Konfrontation mit meiner eigenen frühen Kindheit. Auf diesem Wege wurde mir mit der Zeit klar, daß meine Enttäuschung über die Blindheit der Gesellschaft und der Fachleute etwas mit meiner eigenen Blindheit zu tun hatte und daß ich eigentlich unter dem Zwang stand, mir selbst etwas beweisen zu wollen, das ein Teil von mir sich zu glauben weigerte. Natürlich kannte ich seit langem die Schwächen meiner Eltern, die Verletzungen, die sie mir zufügten, ohne es zu wissen, aber die frühkindliche Idealisierung meiner Eltern blieb unaufgelöst. Ich entdeckte sie in meinem naiven Glauben und in der Zuversicht, daß die Biographen Hitlers, Kafkas und Nietzsches imstande sein müßten, das, was ich gefunden habe, zu sehen und zu bestätigen.

Daß dies nicht geschehen konnte, weil ich verbotenes Wissen lieferte, verstand ich erst, als mir meine Enttäuschung deutlich machte, wie sehr ich an der kindlichen Idealisierung meiner Eltern gehangen habe. Ich konnte lange die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie eines Tages bereit sein würden, meine Fragen mit mir zu teilen, ihnen nicht auszuweichen, sie auf sich wirken zu lassen und ohne Angst mit mir zusammen zu sehen, wohin sie führen. Ich hatte das als Kind nie erlebt und meinte, diese Entbehrung längst überwunden zu haben. Aber mein Staunen über die Reaktionen der Fachleute, der Menschen, von denen ich mehr Wissen als von mir selbst erwartet hatte, verriet, daß ich das Bild der klugen, mutigen Eltern, die sich von Fakten überzeugen ließen, noch nicht aufgegeben hatte. Als mir diese Zusammenhänge bewußt wurden, hatte ich kein Bedürfnis mehr, diese Studie herauszugeben.

Wenn ich es jetzt trotzdem tue, dann aus anderen Motiven. Ich möchte das gewonnene Wissen mit Menschen teilen, die sich den Fakten stellen können. Das brauchen keine Fachleute zu sein, sondern Menschen, die vielleicht durch meine Studie dazu animiert werden, Nietzsche zu lesen und die gewonnenen Eindrücke mit eigenen Erfahrungen in Zusammenhang zu bringen.

Das Bedürfnis, das Gefundene mit anderen zu teilen, war aber nicht mein einziges Motiv. Das Schreiben ist für mich eine Notwendigkeit und immer mit Lust verbunden, nicht aber das Publizieren. Trotzdem habe ich diese Bürde noch einmal auf mich genommen, weil es mir gerade am Fall Nietzsche deutlich geworden ist, daß die Ignoranz der Gesellschaft den Verletzungen des Kindes gegenüber eine große Gefahr für die Menschheit bedeutet. Niemals hätten einzelne Sätze aus Nietzsches Werk zur Unterstützung des Faschismus und der Menschenvernichtung mißbraucht werden können, wenn man sie als das begriffen hätte, was sie im Grunde waren: die verschlüsselte Sprache des stummen Kindes. Niemals wären junge Menschen bereit gewesen, mit diesen Parolen im Tornister in den Krieg zu marschieren, wenn sie gewußt hätten, daß diese Ideologie der Zerstörung der Moral und der althergebrachten Werte die erhobene Faust eines nach Wahrheit ausgehungerten Kindes war, das unter der Machtherrschaft dieser Moral schwer gelitten hatte. Da ich miterlebt habe, wie in den dreißiger und vierziger Jahren der todbringende Marsch der Nationalsozialisten von Nietzsches Worten indirekt angetrieben wurde, schien es mir jetzt der Mühe wert, die Entstehungsgeschichte dieser Worte, Gedanken und Gefühle zu finden und aufzuzeigen.

Wären Nietzsches Ideen für den Nationalsozialismus unbrauchbar gewesen, wenn man deren Ursprung verstanden hätte? Ohne jeden Zweifel. Aber hätte die Gesellschaft diesen Ursprung verstehen können, dann wären auch die nationalsozialistischen Ideen kaum denkbar gewesen und hätten auf jeden Fall nicht diese Verbreitung gefunden. Die einfachen, prosaischen Tatsachen der Kindesmißhandlungen finden kein Gehör, obwohl deren Kenntnis der Menschheit vieles erklären und Kriege ersparen könnte. Nur wenn sie in verkleideter, symbolischer Form gereicht werden, können sie auf großes, ungewöhnliches Interesse und emotionales Engagement stoßen. Denn die verkleidete Geschichte ist ja den meisten Menschen bekannt. Aber die symbolische Sprache muß garantieren, daß die Verdrängung nicht aufgehoben wird, daß kein Schmerz erlebt werden muß. Daher wird meine These, daß Nietzsches Werke die ungelebten Gefühle, Bedürfnisse und Tragödien seiner Kindheit spiegeln, vermutlich auf den größten Widerspruch stoßen. Trotzdem ist diese These richtig, und ich werde das im folgenden nachweisen. Doch den Nachweis kann nur nachvollziehen, wer bereit ist, die Perspektive des Erwachsenen für eine Zeitlang zu verlassen, um sich in die Situation eines Kindes einzufühlen und diese voll und ganz ernst zu nehmen.

Was für ein Kind ist hier gemeint? Der Junge, der in der Schule lernt, die normalen menschlichen Gefühle zu unterdrücken und immer so zu tun, als ob er keine hätte? Oder der kleine Junge, der täglich von seiner jungen Mutter, seiner Großmutter und seinen zwei Tanten dazu erzogen wird, ein »rechter« Mann zu werden? Oder der ganz kleine Junge, dessen geliebter Vater »den Verstand verliert« und elf Monate lang in diesem Zustand noch im Haushalt lebt? Oder das noch kleinere Kind, das von diesem geliebten Vater, mit dem es zuweilen spielen darf, aufs strengste bestraft und in dunkle Kammern eingesperrt wird? Es ist eben nicht das eine oder das andere, sondern immer wieder dasselbe Kind, das all das zu ertragen hat, ohne irgendwelche Gefühle ausdrücken zu dürfen, ja, ohne überhaupt fühlen zu dürfen.

Friedrich Nietzsche überlebt diese Kindheit, er überlebt die über hundert Erkrankungen pro Jahr während seiner Gymnasialzeit, die ständigen Kopfschmerzen, die rheumatischen Beschwerden, die die Biographen fleißig nachgezählt haben, ohne nach deren Ursachen zu suchen, und die sie schließlich einer »schwachen Konstitution« zuschrieben. Mit zwölf Jahren schreibt er ein Tagebuch, wie es ein Erwachsener hätte schreiben können, angepaßt, vernünftig, brav. Doch in der Adoleszenz brechen die einst unterdrückten Gefühle aus ihm heraus, es entstehen Werke, von denen andere Jugendliche späterer Generationen erschüttert sein werden. Und als er dann, mit vierzig Jahren, seine Einsamkeit nicht mehr aushält und, da er seine Geschichte und ihre Wurzeln in der Kindheit nicht sehen darf, den Verstand verliert, ist alles klar: die Historiker finden die Ursa-

che des tragischen Endes in der Gonorrhöe, mit der er sich als Jugendlicher angesteckt hat. Im Sinne unserer Moral ist dann auch alles folgerichtig: die gerechte, wenn auch spät einsetzende Strafe für einen Besuch im Bordell in Form einer tödlichen Krankheit.

Das erinnert an die heutigen Spekulationen über Aids-Erkrankungen. Alles scheint bestens aufzugehen, und die bürgerliche Moral ist wiederhergestellt. Aber was die Erzieherinnen und Erzieher Nietzsches konkret mit diesem Kind getan haben, liegt noch nicht so weit zurück, als daß es nicht mehr auffindbar wäre. Junge Studenten könnten diese Geschichte entdecken, die Briefe der Schwester und der Mutter lesen, Dissertationen darüber schreiben und die Situation rekonstruieren, aus der später Werke wie *JENSEITS VON GUT UND BÖSE*, *ANTICHRIST*, *ALSO SPRACH ZARATHUSTRA* entstanden sind. Das werden aber nur diejenigen Studenten tun können, die in ihrer Kindheit nicht mißhandelt worden sind oder die ihre Mißhandlungen aufgearbeitet haben und daher für das Leiden geprügelter Kinder offene Ohren und Augen haben. Mit solchen Untersuchungen werden sie wohl kaum Begeisterung bei ihren Professoren wecken. Doch wenn sie darauf verzichten können, werden sie Beweise dafür liefern, daß die an Kindern ausgeübten Verbrechen auf die ganze Menschheit zurückschlagen. Sie werden auch illustrieren können, auf welchen unerwarteten Wegen dies geschieht.

1.1 Das Elternhaus

Auf meiner Suche nach den Fakten über Nietzsches frühe Kindheit erfuhr ich folgendes:

Beide Eltern stammten aus Pfarrersfamilien und hatten in ihrer Ahnenkette mehrere Theologen. Der Vater war das jüngste Kind aus der zweiten Ehe seines Vaters, und als er mit dreißig Jahren eine siebzehnjährige Frau heiratete, nahm er seine beiden älteren Schwestern in den Haushalt mit. Ein Jahr nach der Heirat kam Friedrich Nietzsche auf die Welt. Als er zwei Jahre alt war, wurde seine Schwester geboren, kurz darauf sein Bruder, der allerdings mit zwei Jahren, bald nach dem Tod des Vaters, starb. Der Vater Ludwig Friedrich Nietzsche war nach den Berichten ein gefühlvoller, warmherziger Mensch, der seinen Sohn von Anfang an sehr liebte und ihn als Kind häufig bei sich hatte, während er auf dem Klavier spielte und »phantasierte«. Diese wichtige Erfahrung und die warmen Gefühle, die der Vater vielleicht seinem Kind entgegenbrachte, mochten dazu beigetragen haben, daß sein Sohn trotz der strengen Erziehung starke Gefühle überhaupt erleben konnte. Doch bestimmte Gefühle waren streng verboten. Es wird zum Beispiel von starken Wutanfällen berichtet, die man dem Kind aber mit Strenge bald abgewöhnen konnte.

Wir erfahren darüber einiges aus der großen Janz-Biographie:

Der Vater beschäftigte sich in seiner freien Zeit gern mit seinem Ältesten, als er erst ein wenig sprechen konnte. Der Sohn störte ihn auch nicht in seinem Studierzimmer, wenn er dem Vater »still und gedankenvoll«, wie die Mutter schreibt, bei der Arbeit zusah. Ganz hingerissen war das Kind aber, wenn der Vater am Klavier saß und »phantasierte«. Schon als Einjähriger richtete sich der kleine Fritz, wie ihn alle nannten, dann in seinem Wagen auf, horchte mäuschenstill und wandte kein Auge vom Vater. Sonst jedoch war er keineswegs immer ein artiges Kind in den ersten Jahren. Wenn etwas nicht nach seinem Kopfe ging, warf er sich rücklings zu Boden und strampelte vor Wut mit den Beinchen. Aber der Vater muß hiergegen sehr energisch vorgegangen sein; doch wohl blieb der Knabe noch lange eigensinnig und widersetzlich, wenn man ihm etwas verwehrte, was er wünschte, aber er beehrte dann nicht mehr auf, sondern verzog

sich wortlos in eine stille Ecke oder auf das Örtchen, wo er seinen Zorn mit sich selbst austrug. (C.-P. Janz 1978, S. 48)

Was auch dieses »Austragen« für einen Biographen bedeuten mag, die Gefühle, die auf dem »Örtchen« liquidiert werden mußten, sind in den späteren Schriften des Philosophen unverkennbar vorzufinden. Vergessen wir nicht, daß auch die Großmutter und zwei junge Tanten mit der Familie wohnten, die neben Haushalt und Wohltätigkeitsgeschäften vor allem die Erziehung des Erstgeborenen im Auge hatten. Als Friedrich noch kaum vier Jahre alt war, erlag sein Vater nach elfmonatigem Leiden einer sehr schweren Erkrankung, vermutlich infolge eines Gehirntumors, die von seinem Sohn später als »Gehirnerweichung« bezeichnet wurde. Es gab in der Familie auch eine Legende von der unfallbedingten Erkrankung des Vaters, weil diese Version die Schande etwas milderte, die eine Gehirnerkrankung für die Familie offenbar bedeutete. Was medizinisch tatsächlich vorlag, ist bis heute nicht restlos geklärt.

Wir können uns als Erwachsene schwer vorstellen, was ein Kind im Alter von kaum vier Jahren empfindet, wenn sein geliebter Vater, hier seine nächste Bezugsperson (denn die Mutter war es damals nicht), plötzlich geirrt wird. Auf jeden Fall ist zumindest eine große Verwirrung nicht wegzudenken: Die bisher mehr oder weniger voraussehbaren Reaktionen des Vaters sind auf einmal nicht mehr kalkulierbar, der große, bewunderte, gescheite Vater ist auf einmal »dumm« geworden, die Umgebung schämt sich vielleicht seiner Antworten, die auch das Kind möglicherweise verachtet, aber diese Verachtung unterdrücken muß, weil es den Vater liebt. Der gleiche Vater war vermutlich stolz auf die Klugheit seines Sohnes, und nun fällt er so früh als Partner aus. Man kann ihm nichts mehr erzählen, ihn nichts mehr fragen, sich nicht mehr an ihm orientieren, nicht mehr mit seinem Echo rechnen, und doch ist er in diesem Zustand noch da.

Kurz nach dem Tod des Vaters stirbt auch der kleine Bruder, und nun bleibt Friedrich als einziges männliches Wesen in einem Frauenhaushalt zurück. Er lebt neben der Großmutter, den zwei Tanten, der Mutter und der jüngeren Schwester. Dies hätte für ihn gut ausgehen können, wenn eine dieser Frauen ihm Zärtlichkeit, Wärme und echte Zuwendung gegeben hätte. Aber all diese Frauen übertrafen sich in dem Bemühen, ihm Selbstbeherrschung und andere christliche Tugenden beizubringen. Der Ursprünglichkeit seiner Phantasie und Echtheit seiner Fragen war ihre angelernte Moral keineswegs gewachsen. So versuchten sie, die unbequeme Neugier des Kindes mit Hilfe strenger Kontrolle und harter Erziehung zum Schweigen zu bringen.

Was kann ein Kind, das diesem Regime so vollständig ausgeliefert ist, anderes tun, als sich anzupassen und seine echten Gefühle mit aller Kraft zu unterdrücken? Das tat auch Friedrich und wurde sehr bald zu einem Musterkind und Musterschüler. Janz berichtet in seiner Nietzsche-Biographie von einer Szene, die das Ausmaß der Selbstverleugnung deutlich illustriert. Von einem starken Regen auf dem Heimweg nach der Schule überrascht, hat das Kind Nietzsche seinen Schritt nicht beschleunigt, sondern ging langsam aufrecht weiter. Als Erklärung sagte der Junge, daß man »beim Verlassen der Schule ruhig und gesittet nach Hause gehen müsse. Das verlange das Reglement.« (C.-P. Janz 1978) Welche Dressur mußte wohl diesem Benehmen vorausgegangen sein?

Das Kind beobachtet seine Umgebung und kann nicht verhindern, daß in ihm kritische Gedanken aufsteigen. Diese dürfen aber niemals geäußert und müssen – wie auch alle anderen unfrohen Gedanken – mit aller Kraft unterdrückt werden. Dazu kommt, daß in der Umgebung des Kindes ständig die christlichen Werte der Nächstenliebe und des Mitleids gepredigt werden. Gleichzeitig macht es täglich die Erfahrung, daß mit ihm niemand Erbarmen hat, wenn es geschlagen wird, niemand sieht, daß es leidet. Niemand hilft ihm, obwohl um es herum so viele Personen damit beschäftigt sind, christliche Tugenden auszuüben. Was sind nun diese Tugenden wert? muß sich das Kind immer wie-

der fragen. Bin ich nicht auch der »Nächste«, der Liebe verdient? Aber schon solche Fragen könnten neue Prügel provozieren. Was bleibt also anderes übrig, als auch diese Fragen für sich zu behalten und mit ihnen noch mehr als bisher allein zu bleiben, weil man sie mit niemandem teilen darf?



Friedrich Nietzsche 1861 (Ullstein Bilderdienst)

Aber die Fragen sind nicht verschwunden. Später, viel später, nachdem die Schulen beendet und die Autoritäten, die Professoren, nicht mehr zu fürchten sind, weil Nietzsche selbst Professor geworden ist, brechen die Fragen und unterdrückten Gefühle aus dem 20jährigen Gefängnis aus. Sie verschafften sich inzwischen die Legitimität, indem sie ein Ersatzobjekt gefunden haben. Es sind nicht die wahren Verursacher seiner Wut, nicht die Tanten, nicht die Großmutter, nicht die Mutter, denen Nietzsches Kritik hier gilt, sondern die Werte der Philologie. Trotzdem braucht es Mut dazu, denn es sind Werte, die *allen* Philologen bisher heilig waren.

Doch Nietzsche greift auch Werte an, die ihm selbst früher teuer waren, die von seiner Umgebung aber nicht respektiert wurden, wie zum Beispiel die »Wahrheit«, symbolisiert in der Person des Sokrates. Wie ein junger Mensch in der Pubertät zunächst alles bisher Geliebte ablehnen muß, um neue Werte aufzubauen, tritt Nietzsche, der nie eine pubertäre Revolution erlebte, der als Zwölfjähriger gefällige Eintragungen in sein Tagebuch machte, mit 25 Jahren an, die Kultur, in der er beheimatet war, anzugreifen, zu verspotten, ins Absurde zu verkehren. Und dies nicht mit den Mitteln eines heranwachsenden Jugendlichen, sondern mit Hilfe des hochentwickelten Intellektes eines Philologen und Philosophieprofessors.

Daß diese Sprache Kraft hat und imponiert, ist nur allzu gut begreiflich. Es handelt sich nicht um ein leeres Gerede, das abgedroschene revolutionäre Parolen aufgreift, sondern um eine bei einem Philologen selten anzutreffende Verknüpfung von originellen Gedanken mit heftigen Gefühlen, die unmittelbar einleuchten.

Man ist gewohnt, Nietzsche als einen Vertreter der Spätromantik zu sehen und seine Lebensphilosophie dem Einfluß von Schopenhauer zuzuschreiben. Es ist aber kein Zufall, welche Menschen uns im Erwachsenenalter beeinflussen, und Nietzsches Beschreibung der Euphorie, die er empfand, als er das Hauptwerk Schopenhauers aufschlug und zu lesen begann, zeigt, daß er nicht ohne Grund in ihm eine verwandte Welt entdeckt hat. Wenn er als Jugendlicher in seiner Familie frei hätte sprechen dürfen, dann hätte er möglicherweise weder Schopenhauer noch vor allem die germanischen Helden, Richard Wagner und die »blonde Bestie« gebraucht. Er hätte seine eigenen, differenzierteren Worte gefunden, um zu sagen: Ich ertrage die Ketten nicht, die mir täglich auferlegt werden, meine schöpferischen Kräfte sind in Gefahr, vernichtet zu werden. Ich brauche meine ganze Energie, um sie zu retten, um mich hier zu behaupten. Ich kann euch ja nichts entgegenhalten, das ihr verstehen könnt. In dieser engen, verlogenen Welt kann ich nicht leben. Und doch kann ich euch nicht verlassen. Ich kann euch nicht entbehren, ich bin noch ein Kind, auf euch angewiesen. Deshalb seid ihr so übermächtig, obwohl so schwach im Grunde. Es braucht Heldenmut und übermenschliche Qualitäten, übermenschliche Kraft, um diese Welt zusammenzustampfen, die mich am Leben hindert. Ich habe diese Kraft nicht, ich bin zu schwach und habe Angst, euch weh zu tun, aber ich verachte die Schwäche in mir und die Schwäche in euch, die mich zum Mitleid zwingt. *Ich verachte jede Form von Schwäche*, die mich am Leben hindert. Ihr habt mein Leben mit Zwängen umstellt, zwischen Schule und Zuhause gibt es nirgends einen Freiraum, außer vielleicht in der Musik, aber das genügt mir nicht. Ich muß Worte gebrauchen können. Ich muß sie herausschreien können. Eure Moral und eure Vernunft sind für mich ein Gefängnis, in dem ich ersticke, und dies am Anfang meines Lebens, in dem ich so vieles zu sagen hätte.

All diese Worte sind in Nietzsches Hals und Kopf steckengeblieben, und kein Wunder, daß er schon in der Kindheit, und vor allem in der Schulzeit, fortdauernd unter schweren Kopfschmerzen, Halsentzündungen und rheumatischen Erkrankungen gelitten hat. **Was sich nicht nach außen artikulieren durfte, blieb im Körper als dauernde Spannung wirksam.** Später konnten sich die kritischen Gedanken gegen abstrakte Begriffe wie Kultur, Christentum, Banausentum, bürgerliche Werte richten. Da lief man nicht Gefahr, durch die Kritik jemanden umzubringen (denn jedes gut erzogene Kind hat Angst,

seine bösen Worte könnten die geliebten Menschen töten). Im Vergleich mit dieser Gefahr ist die Kritik der abstrakten Gesellschaft auch dann harmlos, wenn ihre Vertreter darüber empört sind. Ihnen steht man nicht wie ein hilfloses, schuldiges Kind gegenüber, man kann sich mit Hilfe intellektueller Argumente verteidigen und auch angreifen – Mittel, die einem Kind meist nicht zur Verfügung stehen und auch dem Kind Nietzsche nicht zur Verfügung standen.

Und doch stammen die präzisen Beobachtungen unseres Kultursystems und der christlichen Moral sowie die Heftigkeit der Empörung darüber nicht erst aus der Zeit philosophischer Analysen, sondern aus den ersten Lebensjahren Nietzsches. In dieser Zeit hat er das System beobachtet, damals hat er unter ihm gelitten, als Sklave und Liebender zugleich, damals war er an eine Moral gekettet, die er verachtete, und wurde von Menschen gequält, deren Liebe er brauchte. Gewiß war das nicht die einzig mögliche, aber auch nicht die schlechteste Art, mit dem berechtigten brennenden Zorn fertig zu werden, indem er ihn auf das ganze Christentum richtete, um das Elternhaus zu schonen und die Idealisierung der Eltern aufrechtzuerhalten. Hätte Friedrich Nietzsche nicht die ersten guten Jahre neben seinem Vater verbracht und später nicht die Möglichkeit gehabt, zu musizieren und gute Schulen zu besuchen, wer weiß, was er mit seinem Haß hätte machen müssen? Auf jeden Fall haben seine früh gespeicherten Beobachtungen vielen Menschen geholfen, Dinge zu sehen, die sie bisher nie gesehen haben. Das vom einzelnen Erfahrene und Erlebte kann trotz der subjektiven Quelle Allgemeingeltung haben, weil das früh und minutiös beobachtete System der Familie und der Erziehung die ganze Gesellschaft repräsentiert.

1.2 Verwirrung

Doch neben dieser positiven Seite hatte Nietzsches Art der »Bewältigung« seines Kindheitsschicksals eine verheerende, verhängnisvolle Wirkung, weil er das, was ihm am meisten zu schaffen machte, als Waffe gegen die Welt benutzte: die Verwirrung. So wie er zunächst durch die schreckliche Krankheit des Vaters und später immer wieder durch den unerträglichen Widerspruch zwischen gepredigter Moral und faktischem Verhalten aller Bezugspersonen in seiner Familie und in der Schule aufs tiefste verwirrt wurde, so verwirrt er zuweilen den Leser, vermutlich ohne es zu wissen. Dieses Gefühl des Verwirrtseins hatte ich, als ich nach drei Jahrzehnten wieder in Nietzsches Werken zu lesen begann. Vor dreißig Jahren hätte ich diese Gefühle sicherlich übergangen, weil ich nur darauf bedacht gewesen wäre, zu verstehen, was Nietzsche meinte. Jetzt aber ließ ich mich von diesem Gefühl leiten. Da konnte ich feststellen, daß es auch anderen Menschen ähnlich erging, auch wenn sie das Wort »Verwirrung« nicht gebrauchten und den Grund dieser Gefühle nicht einem Wiederholungszwang von Nietzsche, sondern einem Mangel an Bildung, Intelligenz oder Tiefsinn bei sich selbst zuschrieben. **Genau diese Haltung lernen wir ja von Kind auf: Wenn die »Großen« (Klügeren) Ungereimtheiten, Widersprüche und Absurditäten mit selbstverständlicher Gebärde verkünden, wie sollten autoritär erzogene Kinder merken, daß dies nicht die höchste Weisheit ist? Sie werden sich alle Mühe geben, sie als solche anzusehen, und werden ihre Zweifel tief vor sich selbst verbergen.** So lesen viele Menschen heute die Schriften des großen Nietzsche. Sie nehmen die Verwirrung auf ihr eigenes »Konto« und erweisen ihm die Reverenz, wie er es als Kind mit seinem kranken Vater getan haben mag.

Obwohl ich diese Zusammenhänge erkannte, weil ich das Gefühl der Verwirrtheit zugelassen habe, halte ich dieses Gefühl nicht für meine private Angelegenheit. Ich habe eine Stelle bei **Richard Blunck** gefunden, der sich vier Jahrzehnte lang mit Nietzsches Schriften und Leben beschäftigte und der meine Erfahrung indirekt bestätigt. Da ein großer Teil seiner Materialiensammlung im Krieg zerstört worden war, konnte er die

geplante große Nietzsche-Biographie nicht mehr selbst herausgeben und überließ die weitere Arbeit **Curt-Paul Janz**. Dort stehen in der Einleitung zur dreibändigen Biographie die folgenden Worte von Richard Blunck:

Wer zum ersten Male, wie wir vor vierzig Jahren, auf ein Buch Nietzsches stößt, spürt sofort, daß hier mehr angefordert wird als der Verstand, daß es hier um mehr geht, als dem Gedanken eines anderen von Voraussetzung zu Folge und von Begriff zu Begriff zu folgen, um zu »Wahrheiten« zu kommen. Er fühlt sich vielmehr in ein ungeheures Kraftfeld geraten, von dem Erschütterungen ausgehen, die weit tieferer Natur sind, als daß man ihnen beikommen könnte mit dem Fangnetz des Verstandes allein. Er wird weniger von Meinungen und Erkenntnissen betroffen als von einem Menschen, der hinter diesen Meinungen und Erkenntnissen steht. Gegen sie wird er sich vielfach zur Wehr setzen, wenn er etwas zu verteidigen hat; aber dem Menschen, der sie ausspricht, und dem Kraftfeld, das er darstellt, wird er sich nie wieder ganz entziehen können. Geht er nur den Meinungen nach, wie sie sich ihm in herrischen Sätzen entgegenstellen, ja bisweilen ihn förmlich überfallen, so wird er bald das Gefühl haben, in einem Labyrinth zu sein, in dessen vielverzweigten Gängen ihm unermeßliche Reichtümer, aber auch das drohende Gesicht des Menschenopfer fordernden Minotaurus erscheinen. Er wird vor den wahrsten Wahrheiten zu stehen vermeinen, die das Herz der Dinge treffen; aber im nächsten Buche heben sich diese wahrsten Wahrheiten selbst auf, und er fühlt sich nur in einen neuen Gang des Labyrinths gestoßen. Dennoch wird er, wenn er wachen Wesens ist und nicht nur tastenden Verstandes, die Gewißheit nie verlieren, dem Leben und seinem eigentlichsten Gesicht näher zu sein als bei jedem anderen Denker. Was sich ihm mitteilt, in aller Widersprüchlichkeit der Ansichten und der Standpunkte, ist eine tiefere und höhere geistige Macht, die nicht gebunden ist an Standpunkte und Wahrheiten, sondern diese immer wieder unterwindet und überwindet im Dienste einer Wahrhaftigkeit, die kein Gesetz kennt als sich selbst und das ewig strömende, sich verwandelnde und neu schaffende Leben.

Eine solche Wahrhaftigkeit aber ist keine Eigenschaft des sammelnden Wissens und ordnenden Verstandes, so wenig sie ihrer entraten mag, sondern eine der sittlichen Persönlichkeit, der Tapferkeit des Herzens und der Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit des Geistes. Sie muß gelebt und gelitten sein, wenn sie im Denken jene Wucht erhalten soll, die das Werk Nietzsches zeigt. Und weil sie, verbunden mit der größten Empfänglichkeit für alle Möglichkeiten des europäischen Geistes und zugleich ihrer kritischen Durchdringung, verbunden auch mit der Tiefe der Schau in das Wesen des Menschen und prophetischer Hell- und Weitsicht, sich hier in einem Maße zeigt, wie es die Geschichte des abendländischen Denkens nicht ein zweites Mal bietet, geht uns das Leben und Werk Nietzsches so mächtig an, ein Leben und Werk, das unter der Peitsche dieser Wahrhaftigkeit ein einziger, ruheloser Kampf war gegen eine immer mehr in hoffnungslose Verlogenheit verfallende Zeit, gegen das eigene Glück, den Ruhm und selbst das liebende Herz, eine Tat, deren Reinheit und Notwendigkeit von keiner noch so mißverständlichen

oder gar furchtbaren Wirkung getrübt und aufgehoben werden kann.
(Richard Blunck, in: C.-P. Janz 1978, S. 10)

Der Autor dieser Zeilen, der im Grunde der Wahrheit sehr nahe war, aber in den Labyrinthen steckenblieb, konnte schon aus Gründen der eigenen Erziehung nicht den lebensgeschichtlichen Ursprüngen dieser Labyrinth weiter nachgehen, und hätte er es dennoch wagen können, so wäre seine Existenz und Arbeit im Dritten Reich bestimmt höchst gefährdet gewesen. Denn damals war Nietzsche groß in Mode. Seine Verehrung des »barbarischen Helden« wurde wörtlich verstanden und in all ihren entsetzlichen Konsequenzen gelebt. Doch gerade die Art, wie die Nationalsozialisten Nietzsches Einfälle und Formulierungen für ihre Zwecke adaptiert haben, zeigt, wie gefährlich ein Verfahren sein kann, das die letzten Teile einer lebensgeschichtlichen Kette für sich allein betrachtet und für das Entstehen dieser Kette uninteressiert und blind bleibt.

Heute betonen Nietzsches Biographen immer wieder, daß seine Gedanken und sein Leben, wie wohl bei keinem anderen Philosophen, sehr eng miteinander verknüpft seien. Doch es finden sich selten Hinweise auf die Kindheit, obwohl doch ein Leben ohne die Kenntnis der Kindheit unverständlich bleibt. Die Biographie von Curt-Paul Janz, die insgesamt 1977 Seiten umfaßt und erst 1978 erschien, widmet der Kindheit von Nietzsche nach Abzug der Ahnengeschichte weniger als zehn Seiten, weil die Bedeutung der Kindheit für das spätere Leben noch sehr umstritten ist und folglich auf diesem Gebiet noch kaum recherchiert wurde. Die Forscher suchen in allem, was Nietzsche geschrieben hat, nicht lebensgeschichtliche, sondern philosophiegeschichtliche Zusammenhänge. Sogar Nietzsches Leben, seine Krankheit und ihr tragisches Ende sind bisher nie auf dem Hintergrund seiner Kindheit untersucht worden, geschweige denn sein Werk.

Indessen scheint es mir heute unschwer erkennbar, daß Nietzsches Werk ein hoffnungsloser und doch bis zur Geistesauflösung nie aufgegebener Versuch war, sich vom Gefängnis seiner Kindheit, vom Haß auf die ihn erziehenden und quälenden Personen zu befreien. Dieser Haß und die Angst vor ihm mußten um so stärker werden, je weniger es Nietzsche im Leben gelungen ist, sich von den realen Personen, der Mutter und der Schwester, unabhängig zu machen. Es ist bekannt, daß Nietzsches Schwester viele seiner Briefe gefälscht herausgegeben hat, daß sie unermüdlich gegen seine Interessen intrigierte und nicht ruhte, bis seine Beziehung mit Lou von Salomé in die Brüche ging. Sowohl Mutter wie Schwester brauchten Friedrichs Abhängigkeit von ihnen bis zu seinem Ende. Da das einst perfekt erzogene Kind früh gelernt hat, sich nicht zu wehren und statt dessen seine wahren Gefühle zu bekämpfen, konnte der Erwachsene seinen Weg zur realen Befreiung nicht finden. Das Schreiben gab ihm immer wieder die Illusion der Befreiung, weil er auf der symbolischen Ebene tatsächlich Schritte zur Befreiung machte. Er machte sie auch im realen Leben, aber nur sofern es sich nicht um die eigene Familie handelte. Er hatte zum Beispiel den Mut, nachdem er erkrankt war, die Professur in Basel aufzugeben, um das System freier kritisieren zu können. Er wurde frei, das zu schreiben, was er aus einer inneren Notwendigkeit heraus schreiben mußte, ohne sich der Universität anpassen zu müssen. Aber in gewisser Weise war dies immer noch eine Ersatzlösung, solange die dahinterliegende Idealisierung des Elternhauses nicht aufgedeckt werden konnte, weil ihn die wahren, aus seiner Kindheit stammenden Gefühle (der Zorn, die Angst, die Verachtung, die Ohnmacht, die Befreiungswünsche, die Zerstörungswut und die verzweifelte Abhängigkeit von den Verfolgern) nicht in Ruhe ließen und immer neue Ersatzobjekte verlangten.

1.3 Die Mutter

In mehreren Briefen an die Freunde Friedrich Nietzsches beschreibt die Mutter den Zustand des Kranken, um den sie sich aufopfernd und wie um ein kleines Kind bemühte, nachdem Nietzsche seine geistigen Kräfte vollständig eingebüßt hatte. An einer Stelle berichtet sie davon, daß Nietzsche mit einem heiteren Gesicht fürchterliche Schreie von sich gab. Ob diese Information zuverlässig ist, kann man nicht wissen, weil Mütter den Gesichtsausdruck ihrer Kinder nicht selten so interpretieren, wie es ihren Wünschen entspricht. Aber wenn die Beobachtung der Mutter korrekt war, dann kann man sich das so erklären, daß hier das ganz kleine Kind endlich in Gegenwart der Mutter so laut



schreien durfte, wie es ihm früher nie möglich gewesen war, und daß es die endlich erreichte Toleranz der Mutter genoß. Denn der Schrei eines Erwachsenen ist wohl kaum ohne ein schmerzverzerrtes Gesicht denkbar.

* Bild oben: Friedrich Nietzsche und seine Mutter (Ullstein Bilderdienst)

Es gibt Frauen, die mit ihren Kindern freundlicher umgehen können, sobald die Kinder zum Beispiel infolge einer Geistes- oder Gehirnkrankheit nicht mehr zum Denken, das heißt zum Kritischsein fähig sind. Sie sind noch nicht tot, aber sie sind hilflos und ganz von der Mutter abhängig. Wenn eine solche Frau einst vor allem zur Pflichterfüllung erzogen wurde, fühlt sie sich in der aufopfernden Haltung gut und edel. Wenn sie als Kind die eigene Kritik unterdrücken mußte, wird sie sich ärgern, sobald der Sohn oder die Tochter ihr gegenüber kritische Gedanken äußert. Von einem behinderten Kind hingegen fühlt sie sich weniger in Frage gestellt. Dazu wird ihre Aufopferung von der Gesellschaft auch noch bewundert und beachtet. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Nietzsches Mutter, die bei seiner Geburt achtzehn Jahre alt war und sogar von den wohlwollenden Biographen als kalt, dumm und uninteressiert beschrieben wird, in seinen letzten Jahren, als er seine Freunde nicht mehr erkannte und kaum sprechen konnte, tatsächlich ihren Sohn in aufopfernder Weise umsorgte.

1.4 Richard Wagner

(Der Vater, die Verführung und die Enttäuschung)

Um die einzelnen Inszenierungen in Nietzsches Leben im Zusammenhang mit seiner Kindheit aufzuzeigen, wäre nicht nur ein sehr genaues Studium seiner Briefe notwendig, auch die bloßen Fakten müßten aus den zahlreichen Fälschungen durch die Schwester erst eruiert werden. Ich könnte mir vorstellen, daß jeder, der sich nicht scheut, den Zusammenhang zur Kindheit herzustellen, sehr viel Neues bei einer solchen Aufgabe entdecken könnte. So könnte man zum Beispiel der Frage nachgehen, ob Nietzsches Beziehung zu Richard Wagner, dem um dreißig Jahre Älteren, nicht eine Neuauflage der verdrängten, tragischen Erfahrungen mit dem plötzlich erkrankten Vater war. Der Umstand, daß sich seine anfängliche Bewunderung und Begeisterung so plötzlich in Enttäuschung, Ablehnung und radikale Abwendung wandelte, legt diese Vermutung nahe. Die Enttäuschung setzte ein, als Wagner »Parzifal« komponierte und für Nietzsche dadurch die Werte des Altgermanischen zugunsten der ihm so suspekten christlichen »verriet«. Erst in diesem Moment wurden ihm schwache Seiten an Richard Wagner plötzlich klar bewußt, Seiten, die er bisher in seiner Idealisierung übersehen hatte.

In der umfangreichen Nietzsche-Literatur habe ich vergeblich nach Informationen gesucht, die beschreiben würden, wie das viereinhalbjährige, sehr intelligente Kind die Tatsache der elfmonatigen Gehirnerkrankung seines Vaters erlebt hatte. In Ermangelung der Angaben mußte ich mich also dem späteren Leben zuwenden und hier Anhaltspunkte suchen. Ich meine, daß ich sie in Nietzsches Beziehung zu Richard Wagner gefunden habe. Wie groß auch die Enttäuschung des reifen Mannes Nietzsche am Werk Richard Wagners sein mochte, sie hätte niemals dieses Ausmaß an Spott und Verachtung heraufbeschworen (zumal Wagner Nietzsche persönlich nichts angetan hat und ihm sogar sehr zugetan war), wenn Richard Wagners Persönlichkeit und Musik nicht an den Vater und an die Not seiner frühen Kindheit gemahnt hätten.

Das ganze Werk Richard Wagners und die Atmosphäre in Bayreuth, die ihm in seiner Jugend Heimat bedeutet haben, empfindet Nietzsche von einem bestimmten Zeitpunkt an als eine gigantische Lüge. Das einzige, was er Wagner nicht absprechen kann, ist seine schauspielerische Begabung, die er aber nicht als Kompliment versteht, denn er definiert die Psychologie und die Moral des Schauspielers folgendermaßen:

... Was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein [...] Wagners Musik ist niemals wahr. Aber *man hält sie dafür*, und so ist es in Ordnung. (Werke III, S. 366)

Da werden, meint er, heilige, edle, große und gute Gefühle vorgespielt, Ideale vorgegaukelt, die mit den wahren Gefühlen eines lebendigen Menschen kaum etwas zu tun haben. Diese findet Nietzsche in *Carmen* von Bizet, in der Ambivalenz, im »*Töten aus Liebe*«. Er schaut sich die Oper mehrmals mit Begeisterung an. Er erlebt *Carmen* wie eine Befreiung von der Lüge, die seit den Jugendjahren in Bayreuth, aber auch schon seit der Kindheit an ihm klebte. Und nun ist der Angriff auf seinen einst bewunderten, väterlichen Freund, Richard Wagner, total. Er kann jetzt nichts Gutes mehr an ihm finden und haßt ihn von ganzem Herzen, wie ein tief verletztes Kind. Der Haß wird genährt von der Verzweiflung und Trauer, daß er sich so lange hatte täuschen lassen, daß er so lange jemanden bewundert hatte, der ihm jetzt verachtungswürdig vorkam. Wieso hatte er die hinter der Fassade liegende Schwäche nicht schon früher durchschaut, wie hatte er sich so täuschen lassen können?

Nietzsche erlebt sich als Opfer einer Verführung, die es jetzt mit allen Mitteln zu entlarven gilt. Er hält die anderen für naive Bewunderer und kann nicht begreifen, daß diese weiter nach Bayreuth reisen und sich dort von einer Lüge hypnotisieren lassen, nachdem er selbst sie durchschaut hatte. Dieser Schmerz kommt in seinen Anwürfen gegen Richard Wagner immer wieder zum Vorschein: er möchte die Welt vor einer großen Täuschung bewahren und die Wagnerianer aufrütteln; er möchte sie auf sich selbst und auf ihre eigenen echten Erlebnisse zurückführen, wie dies Zarathustra tut, als er es ablehnt, Jünger zu haben.

Obwohl Nietzsches Angriffe aus der einst unterdrückten Wut auf den Vater und andere Bezugspersonen der Kindheit ihre Intensität beziehen, weisen sie keine logischen Schwächen auf, die ihre Wurzeln im kindlichen Ressentiment verraten würden. Was er über Wagner schreibt und mit Beispielen belegt, ist derart überzeugend (wenn auch vermutlich nicht für Wagnerianer), daß es unabhängig von dem subjektiven, gefühlsbetonten Hintergrund der Beobachtungen Anspruch auf Objektivität behält. Ich meine, daß Nietzsches scharfe Beobachtungsgabe auch schon eine Vorgeschichte in der Beziehung zum Vater hat, dessen Musik das kleine Kind mit der größten Hingabe, Bewunderung und Begeisterung erlebte. Nun war aber dieser Vater nicht nur der Musiker am Klavier, sondern auch der Erzieher, der zwar bestimmte Gefühle (wie eben Begeisterung für sein Spiel) gutheißen konnte, andere aber schwer bestrafte.

Vielleicht gelang es dem Kind, die zwei verschiedenen Seiten des Vaters hinzunehmen und die Strafen zu übersehen, solange er immer wieder zu ihm kommen durfte und dessen Musik in sich aufnehmen konnte. Als aber der Vater krank wurde, als sich das Kind vollständig von einem Tag auf den anderen von ihm fallengelassen fühlte, da hätten die überwältigenden Gefühle der Enttäuschung, der Wut, der Scham über das Verführtworden- und Verlassensein durchbrechen müssen, wenn ... wenn das Kind nicht schon früher gelernt hätte, daß man solche Gefühle nicht zeigen darf. Und wenn es nicht jetzt lauter Erzieherinnen vor sich gehabt hätte (»Wagnerianerinnen«), die seine Gefühle verdammt und unter strengster Kontrolle hielten. Diese Gefühle mußten also jahrzehntelang warten, bis sie einem anderen Musiker gegenüber erlebt werden konnten.

Und nun sind die Schärfe und Treffsicherheit der Beobachtungen durch die Gefühle nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern sie scheinen im Gegenteil durch sie noch verstärkt. So hätte das Kind Nietzsche sprechen können, wenn man es ihm nicht unmöglich gemacht hätte: Ich glaube deiner Musik nicht, wenn du mich zugleich für meine echten Gefühle schlagen und bestrafen kannst. Wenn diese Musik nicht trügt, wenn sie wirklich die Wahrheit ausdrückt, dann darf ich von dir erwarten, daß du die Gefühle deines Kindes respektierst. Sonst stimmt etwas nicht, sonst ist die Musik, die ich mit allen Po-

ren in mich aufgenommen habe, eine Lüge. Ich will es in die Welt hinausschreien, damit nicht auch noch andere, zum Beispiel meine kleinen Geschwister, Opfer dieser Verführung werden. Wenn deine Theologie, deine Predigten, deine Worte die Wahrheit gesagt hätten, müßtest du mich ganz anders behandelt haben, hättest nicht verständnislos meinem Leiden zuschauen können, weil ich auch »der Nächste« bin, den man lieben soll. Du hättest mich nicht für meine Tränen bestraft, mich nicht allein mein Elend ohne Beistand ertragen lassen, mir nicht das Sprechen verboten, wenn du ein redlicher, glaubwürdiger Mensch gewesen wärest. Nach allem, was mir zugestoßen ist, sind deine Begriffe von Güte, Nächstenliebe, Erlösung leer und falsch; alles, was ich bisher geglaubt habe, ist nur Theater, in dem nichts Reales zu finden ist. Was ich erlebe, ist real, und was du gesagt hast, müßte sich an dieser Realität messen lassen. Aber gemessen an der Realität erweisen sich deine Worte als pure Schauspielerei. Du genießt es, ein Kind zu haben, das dir zuhört und dich bewundert. Es befriedigt deine Bedürfnisse. Das merken die anderen nicht und meinen, daß du ihnen wirklich etwas zu bieten hättest. Ich habe es aber gemerkt, ich habe deine Bedürftigkeit erraten, nur durfte ich es nicht sagen.

Das Kind durfte es nicht. Beim Vater nicht. Als Erwachsener aber sagt er es Richard Wagner, er schreibt es geradeheraus. Und die Welt nimmt das Geschriebene ernst. Aber sowohl Nietzsche als auch »die Welt« hinterfragen das Geschriebene nicht.

1.5 Nietzsches Frauenhaß

Im Gegensatz zur Gültigkeit seiner Kritik am Wagner-Betrieb, an der bürgerlichen Kultur und an der christlichen Moral sind Nietzsches Vorstellungen vom »weiblichen Wesen« oft groteske Verzerrungen; aber dies nur, solange die wahren Adressatinnen unerkannt bleiben. Friedrich Nietzsche stand in seiner Kindheit nur erziehenden Frauen gegenüber und mußte seine ganze Kraft aufwenden, um dies auszuhalten. Dies zahlt er ihnen dann zurück, doch bloß auf der symbolischen Ebene, indem er *alle* Frauen angreift, nur nicht Mutter und Schwester. Die wahren Verursacherinnen seiner Leiden bleiben unantastbar.

Nietzsches Frauenhaß wird aber verständlich, wenn man bedenkt, wieviel Mißtrauen sich in diesem einst so häufig ausgepeitschten Kind ansammeln mußte, das später, als Erwachsener, in seiner blinden und verantwortungslosen Wut schrie:

Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

Diese meine Verknüpfung beruht auf den Schriften der »Schwarzen Pädagogik«, die ich 1980 zitiert habe und in denen ausführlich gezeigt wird, wie man ein Kind zu hintergehen, zu betrügen und zu manipulieren hat, wenn man es gut und fromm haben will. (A. Miller 1980, S. 17 ff.)

Es besteht kein Zweifel, daß Nietzsche nach den Prinzipien der »Schwarzen Pädagogik« erzogen worden war. Daher kann er den Manipulationen und Unehrlichkeiten seiner Schwester gegenüber nur selten sein Unbehagen zeigen, er darf nicht sehen, wie sie wirklich ist. Tut er es, dann nimmt er das Gesagte schnell wieder zurück. Er kann zwar einmal sagen, er würde ihre Stimme schlecht ertragen, fügt aber gleich hinzu, daß er im Grunde nie an ihrem Wohlwollen, an ihren Absichten, an ihrer Liebe zu ihm, an ihrer Glaubwürdigkeit wirklich gezweifelt hätte. Er kann es nicht, weil er nur diese eine Schwester hat, weil er glauben möchte, daß sie ihn liebt und daß diese Liebe mehr bedeutet als Ausbeutung und Geltungsbedürfnis um jeden Preis. Hätte er sehen dürfen, *wie seine Schwester war*, dann hätte er die Verallgemeinerung nicht nötig gehabt. Er hätte nicht alle Frauen an sich global als Hexen und Schlangen erlebt und sie nicht allesamt zu hassen brauchen.

1.6 Der Faschismus (Die braune Bestie)

Es geht mir hier nicht darum, Nietzsches Leben aus seiner Kindheit zu erklären, sondern seine Philosophie auf dem Hintergrund seiner Kindheitserfahrungen zu verstehen. **Die prägende Erfahrung bestand in der Verachtung des Schwachen und dem Gehorsam gegenüber dem Machtausübenden. Dieses scheinbar harmlose, so vielen Menschen aus der Kindheit bekannte Prinzip, ist der Kern jeder faschistischen Ideologie. Die Erfahrung der Brutalität in der Kindheit führt beim Anhänger des Faschismus, egal welcher Prägung, zur Blindheit seinem Führer gegenüber und zur Brutalität gegenüber Schwächeren.** Daß sich damit auch die Sehnsucht nach der Befreiung der schöpferischen Kräfte, die im System der »Schwarzen Pädagogik« bei jedem Kind unterdrückt werden, verbünden kann, sehen wir an Nietzsche sehr deutlich, aber auch zum Beispiel an bestimmten Äußerungen von **C. G. Jung** (vgl. **A. Miller** 1981, S. 113-115). Der Drang der menschlichen Kreatur nach dem Leben und dem Sichentfalten-Dürfen ist hier gekoppelt mit der Stimme des introjizierten einstigen Verfolgers. Wie einst der Schrei des Kindes in den Prinzipien der »Schwarzen Pädagogik« erstickte, so erstickt auch der Ruf nach dem Leben in der Brutalität des Faschismus. Das introjizierte System verbündet sich mit dem Anliegen des Kindes und führt zu destruktiven Ideologien, die jeden faszinieren können, sofern er eine ähnliche Erziehung genossen hat. Nicht Nietzsches Schriften sind daher gefährlich, sondern das Erziehungssystem, aus dem er und seine Leser hervorgegangen sind. Seine Leser haben seine scheinbare *Philosophie des Lebens in die Ideologie des Todes* umwandeln können, weil sie im Grunde nie vom Tod getrennt war.

Es ist kein Zufall, daß gerade *ALSO SPRACH ZARATHUSTRA* zum berühmtesten Werk Nietzsches wurde, weil der verwirrte Leser im Stil Zarathustras zumindest einen äußeren Rahmen gefunden hat, der ihm seit seiner Kindheit vertraut war: der Stil des Predigers. Wie vertraut, wenn auch in neuem sprachlichem Gewande, mußte ihm der Kampf ums Leben gegen die Abtötung im Gehorsam gewesen sein. Immer wieder kreist Nietzsche um diese Alternative (**F. Nietzsche** 1976):

Dem Lebendigen ging ich nach, ich ging die größten und die kleinsten Wege, daß ich seine Art erkenne. (Seite 116)

Mit hundertfachem Spiegel fing ich noch seinen Blick auf, **wenn ihm der Mund geschlossen war**: daß sein Auge mir rede. Und sein Auge redete mir.

Aber, wo ich **nur Lebendiges fand**, da hörte ich auch die **Rede vom Gehorsame**. Alles Lebendige ist ein Gehorchendes.

Und dies ist das zweite: dem wird befohlen, der sich nicht selber gehorchen kann. So ist es des Lebendigen Art. Dies aber ist das dritte, was ich hörte: daß Befehlen schwerer ist als Gehorchen. Und nicht nur, daß der Befehlende die Last aller Gehorchenden trägt, und daß leicht ihn diese Last zerdrückt: – Ein Versuch und Wagnis erschien mir in allem Befehlen; und stets, wenn es befiehlt, wagt das Lebendige sich selber dran.

Ja noch, wenn es sich selber befiehlt, auch da noch muß es sein Befehlen büßen. Seinem eignen Gesetze muß es Richter und Rächer und Opfer werden.

Wie geschieht dies doch! so fragte ich mich. Was überredet das Lebendige, daß es gehorcht und befiehlt und befehlend noch Gehorsam übt? (S. 117, Hervorhebungen AM)

Und dies Geheimnis redete das Leben selber zu mir: »Siehe«, sprach es, »ich bin das, was sich immer selber überwinden muß.

Freilich, ihr heißt es Wille zur Zeugung oder Trieb zum Zwecke, zum Höheren, Ferneren, Vielfacheren: aber all dies ist eins und *ein* Geheimnis.

Lieber noch gehe ich unter, als daß ich diesem Einen absagte; und wahrlich, wo es Untergang gibt und Blätterfallen, siehe, da opfert sich Leben – um Macht!

Daß ich Kampf sein muß und Werden und Zweck und der Zwecke Widerspruch: ach, wer meinen Willen errät, errät wohl auch, auf welchen *krummen* Wegen er gehen muß! Was ich auch schaffe und wie ich's auch liebe, – bald muß ich Gegner ihm sein und meiner Liebe: so will es mein Wille. Und auch du, Erkennender, bist nur ein Pfad und Fußstapfen meines Willens: wahrlich, mein Wille zur Macht wandelt auch auf den Füßen deines Willens zur Wahrheit!

Der traf freilich die Wahrheit nicht, der das Wort nach ihr schoß vom »Willen zum Dasein«: diesen Willen – gibt es nicht!

Denn: was nicht ist, das kann nicht wollen; was aber im Dasein ist, wie könnte das noch zum Dasein wollen!

Nur, wo Leben ist, da ist auch Wille: aber nicht Wille zum Leben, sondern – so lehre ich's dich – Wille zur Macht!

Vieles ist dem Lebenden höher geschätzt als Leben selber; doch aus dem Schätzen selber heraus redet – der Wille zur Macht!« –

Also lehrte mich einst das Leben: und daraus löse ich euch, ihr Weisesten, noch das Rätsel eures Herzens.

Wahrlich, ich sage euch: Gutes und Böses, das unvergänglich wäre – das gibt es nicht! Aus sich selber muß es sich immer wieder überwinden.

Mit euren Werten und Worten von Gut und Böse übt ihr Gewalt, ihr Wertschätzenden; und dies ist eure verborgene Liebe und eurer Seele Glänzen, Zittern und Überwallen.

Aber eine stärkere Gewalt wächst aus euren Werten und eine neue Überwindung: an der zerbricht Ei und Eierschale.

Und wer ein Schöpfer sein muß im Guten und Bösen: wahrlich, der muß ein Vernichter erst sein und Werte zerbrechen.

Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische. –

Reden wir nur davon, ihr Weisesten, ob es gleich schlimm ist. **Schweigen ist schlimmer; alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig.** (Hervorhebung AM) Und mag doch alles zerbrechen, was an unseren Wahrheiten zerbrechen – kann! Manches Haus gibt es noch zu bauen! Also sprach Zarathustra. (S. 118/119)

Es gibt aber auch Stellen im ZARATHUSTRA, die diese tragische Vermengung von Gut und Böse zu überwinden scheinen und eindeutig die Erkennenden zum »Zerbrechen der alten Tafeln« aufrufen.

Sie geben nach, diese Guten, sie ergeben sich, ihr Herz spricht nach, ihr Grund gehorcht: wer aber gehorcht, *der hört sich selber nicht!*

Alles, was den Guten böse heißt, muß zusammenkommen, daß *eine* Wahrheit geboren werde: o meine Brüder, seid ihr auch böse genug zu *dieser* Wahrheit?

Das verwegene Wagen, das lange Mißtrauen, das grausame Nein, der Überdruß, das Schneiden ins Lebendige – wie selten kommt *das* zusammen! Aus solchem Samen aber wird – Wahrheit gezeugt!

Neben dem bösen Gewissen wuchs bisher alles *Wissen!* Zerbrecht, zerbrecht mir, ihr Erkennenden, die alten Tafeln! (S. 201)

Wie böse und hart muß sich ein Kind vorkommen, das sich treu bleibt und das, was es wahrnimmt und sieht, nicht verrät.

Warum so weich, so weichend und nachgebend? Warum ist so viel Leugnung, Verleugnung in eurem Herzen? So wenig Schicksal in eurem Blicke?

Und wollt ihr nicht Schicksale sein und Unerbittliche: wie könntet ihr mit mir – siegen?

Und wenn eure Härte nicht blitzen und scheiden und zerschneiden will: wie könntet ihr einst mit mir – schaffen? Die Schaffenden nämlich sind hart. Und Seligkeit muß es euch dünken, eure Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, –

Seligkeit, auf dem Willen von Jahrtausenden zu schreiben wie auf Erz, – härter als Erz, edler als Erz. Ganz hart ist allein das Edelste.

Diese neue Tafel, o meine Brüder, stelle ich über euch: *werdet hart!* – (S. 217)

Wie schwer und wie notwendig zugleich ist es, nein sagen zu können:

Mit dem Sturme, welcher »Geist« heißt, blies ich über deine wogende See; alle Wolken blies ich davon, ich erwürgte selbst die Würgerin, die »Sünde« heißt.

O meine Seele, ich gab dir das Recht, **nein zu sagen wie der Sturm, und ja zu sagen, wie offener Himmel ja sagt:** still wie Licht stehst du und **gehst du nun durch verneinende Stürme.**

O meine Seele, ich gab dir die Freiheit zurück über Erschaffnes und Unerschaffnes: und wer kennt, wie du sie kennst, die Wollust des Zukünftigen?

O meine Seele, ich lehrte dich das Verachten, das nicht wie ein Wurmfraß kommt, das große, **das liebende Verachten, welches am meisten liebt, wo es am meisten verachtet.**

O meine Seele, ich lehrte dich so überreden, daß du zu dir die Gründe selber überredest: der Sonne gleich, die das Meer noch zu ihrer Höhe überredet.

O meine Seele, ich nahm von dir alles Gehorchen, Kniebeugen und Herr-Sagen; ich gab dir selber den Namen »Wende der Not« und »Schicksal«. (S. 225, Hervorhebungen AM)

Aber das gesuchte Leben ist voller Gefahren, die schönsten Phantasien durch früheste Erfahrungen und Drohungen verdunkelt:

Zweimal nur regtest du deine Klapper mit kleinen Händen – da schaukelte schon mein Fuß vor Tanz-Wut. –

Meine Fersen bäumten sich, meine Zehen horchten, dich zu verstehen: trägt doch der Tänzer sein Ohr – in seinen Zehen! Zu dir hin sprang ich: da flohst du zurück vor meinem Sprunge; und gegen mich züngelte deines fliehenden fliegenden Haars Zunge!

Von dir weg sprang ich und von deinen Schlangen: da standst du schon, halbgewandt, das Auge voll Verlangen.

Mit krummen Blicken – lehrst du mich krumme Bahnen; auf krummen Bahnen lernt mein Fuß – Tücken!

Ich fürchte dich nahe; ich liebe dich ferne; deine Flucht lockt mich, dein Suchen stockt mich – ich leide, aber was litt ich um dich nicht gerne!

Deren Kälte zündet, deren Haß verführt, deren Flucht bindet, deren Spott – rührt:

– wer haßte dich nicht, dich große **Binderin, Umwinderin, Versucherin, Sucherin, Finderin!** Wer liebte dich nicht, dich unschuldige, ungeduldige, windseilige, kindsäugige Sünderin!

Wohin ziehst du mich jetzt, du Ausbund und Unband? Und jetzt fliehst du mich wieder, du süßer Wildfang und Undank!

(S. 228, Hervorhebungen AM)

Ich tanze dir nach, ich folge dir auch auf geringer Spur. Wo bist du? Gib mir die Hand! Oder einen Finger nur!

Hier sind Höhlen und Dickichte: wir werden uns verirren! –

Halt! Steh still! Siehst du nicht Eulen und Fledermäuse schwirren?

Du Eule! Du Fledermaus! Du willst mich äffen? Wo sind wir?

Von den Hunden lerntest du dies Heulen und Kläffen.

Du fletschest mich lieblich an mit weißen Zähnlein, deine bösen Augen springen gegen mich aus lockichtem Mähnlein! Das ist ein Tanz über Stock und Stein: ich bin der Jäger – willst du mein Hund oder meine Gemse sein?

Jetzt neben mir! Und geschwind, du boshafte Springerin! Jetzt hinauf! Und hinüber – Wehe! Da fiel ich selber im Springen hin!

O sieh mich liegen, du Übermut, und um Gnade flehn! Gerne möchte ich mit dir – lieblichere Pfade gehn!

– der Liebe Pfade durch stille bunte Büsche! Oder dort am See entlang: da schwimmen und tanzen Goldfische!

Du bist jetzt müde? Da drüben sind Schafe und Abendröten: ist es nicht schön, zu schlafen, wenn Schäfer flöten?

Du bist so arg müde? Ich trage dich hin, laß nur die Arme sinken! Und hast du Durst – ich hätte wohl etwas, aber dein Mund will es nicht trinken! –

– O diese verfluchte flinke gelenke Schlange und Schlupfhexe! Wo bist du hin? Aber im Gesicht fühle ich von deiner Hand zwei Tupfen und rote Klexe!

Ich bin es wahrlich müde, immer dein schafichter Schäfer zu sein! Du Hexe, habe ich dir bisher gesungen, nun sollst *du* mir – schrein! –

Nach dem Takt meiner Peitsche sollst du mir tanzen und schrein! Ich vergaß doch die Peitsche nicht? – Nein! (S. 229)

Die Schlange und die Hexe dürfen gehaßt und gepeitscht werden, aber nicht Mutter, Großmutter oder Tanten. Die Gefühle von Zorn, Empörung und Mißtrauen sind dennoch unüberhörbar. Sie können sich auch auf den Pöbel beziehen, der die gleiche symbolische Funktion wie die Schlange und Hexe hat.

Ist dies Heute nicht des Pöbels? Pöbel aber weiß nicht, was groß, was klein, was gerade und redlich ist: der ist unschuldig krumm, der lügt immer.

Habt heute ein gutes Mißtrauen, ihr höheren Menschen, ihr Beherzten! Ihr Offenherzigen! und haltet eure Gründe geheim! Dies Heute nämlich ist des Pöbels.

Was der Pöbel ohne Gründe einst glauben lernte, wer könnte ihm durch Gründe das – umwerfen?

Und auf dem Markte überzeugt man mit Gebärden. Aber Gründe machen den Pöbel mißtrauisch.

Und wenn da einmal die Wahrheit zum Siege kam, so fragt euch mit gutem Mißtrauen: »welch starker Irrtum hat für sie gekämpft?« (S. 292)

Und immer wieder versucht Nietzsche, sich aus dem Nebel der verwirrenden moralischen Prinzipien zur Klarheit durchzuringen.

Laßt euch nichts vorreden, einreden! Wer ist denn *euer* Nächster? Und handelt ihr auch »für den Nächsten« – ihr schafft doch nicht für ihn!

Verlernt mir doch dies »Für«, ihr Schaffenden: eure Tugend gerade will es, daß ihr kein Ding mit »für« und »um« und »weil« tut. Gegen diese falschen kleinen Worte sollt ihr euer Ohr zukleben.

Das »für den Nächsten« ist die Tugend nur der kleinen Leute: da heißt es »gleich und gleich« und »Hand wäscht Hand« – sie haben nicht Recht noch Kraft zu *eurem* Eigennutz!

In eurem Eigennutz, ihr Schaffenden, ist der Schwangeren Vorsicht und Vorsehung! Was niemand noch mit Augen sah, die Frucht: die schirmt und schont und nährt eure ganze Liebe.

Wo eure ganze Liebe ist, bei eurem Kinde, da ist auch eure ganze Tugend! Euer Werk, euer Wille ist *euer* »Nächster«: laßt euch keine falschen Werte einreden! (S. 293)

Der Aufruf zum Krieg hat für Nietzsche im Grunde auch nur eine symbolische Bedeutung. Er meint nichts anderes als Kampfansage an den tötenden Zwang, die Lüge, die Feigheit, die sein Leben in der Kindheit so schmerzhaft eingeeengt haben.

Frei steht noch großen Seelen ein freies Leben. Wahrlich, **wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen**: gelobt sei die kleine Armut!

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied des Notwendigen, die einmalige und unersetzliche Weise. (S. 54, Hervorhebung AM)

Und der Mensch, der sein ganzes Leben von der Mutter und der Schwester abhängig war, schreibt:

Wollt ihr hoch hinaus, so braucht die eigenen Beine, laßt Euch nicht empor *tragen*, setzt Euch nicht auf fremde Rücken und Köpfe. (S. 292)

In seinen Gedanken saß Nietzsche nicht auf den Rücken anderer, aber in seinem *Leben* erlaubte er den nächsten Menschen, bis an sein Ende auf seinem Rücken zu sitzen. Und somit hat er das Leben für die Weisheit eingetauscht:

Damals aber war mir das Leben lieber, als je alle meine Weisheit. (S. 231)

Nachdem er nun aber die Weisheit besaß und seinen Verlust realisierte, schrieb er in einem Brief an Franz Overbeck vom 22.02.1883:

Nein! *Dieses* Leben! Und ich bin der Fürsprecher des Lebens! (Werke IV, S. 794)

Er war es nur theoretisch, im Schreiben. Das Leben *leben* durfte er nicht. Am 14. Januar 1880 schreibt Nietzsche an Malwida von Meysenbug:

Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. (Werke IV, S. 752)

Und im Jahre 1887 sagte er zu Paul Deussen die sehr bezeichnenden Worte:

Ich glaube, daß es nicht mehr lange mit mir dauern wird. Ich bin jetzt in den Jahren, in welchen mein Vater starb und ich fühle, daß ich demselben Leiden erliegen werde wie er. (P. Deussen 1901)

Die medizinische Diagnose seiner Erkrankung lautete »progressive Paralyse«, und die Biographen scheint es zu beruhigen, wenn sie »feststellen« können, daß die späte Erkrankung Nietzsches mit seinen früher belegten Krankheiten aus der Schulzeit »überhaupt nichts zu tun hatte«. Die *118 Anfälle* in einem Jahr (1879) waren offenbar reine »Zufälle«, denn Nietzsche war doch nach der Meinung vieler Biographen bis zum Ausbruch seiner progressiven Paralyse *kerngesund*. Mögen die Biographen ihre Meinungen auch »wissenschaftlich-medizinisch« belegen, mir ist selten die Folgerichtigkeit eines Lebens von seinem Anfang bis zum Ende so deutlich vor Augen getreten, wie Nietzsches Briefe und Werke sie vermitteln können.

1.7 »Warum ich so weise bin«

Aus Nietzsches Texten spricht zuweilen etwas, das auf den ersten Blick als Größenwahn bezeichnet werden könnte und das leicht auf den gut erzogenen Leser eine abstoßende Wirkung ausübt. Ein Autor nannte dies Nietzsches Gotteskomplex, und es gibt Stellen in ECCE HOMO und in den Briefen, die tatsächlich auf einen solchen Komplex hinweisen. Wie läßt sich diese »Überheblichkeit« bei einem so kritischen und selbstkritischen Geist wie Nietzsche verstehen, wenn man die üblichen moralisierenden Etiketten nicht anwenden möchte? Wer die autobiographischen Aufzeichnungen des zwölf- und vierzehnjährigen Nietzsche gelesen hat, wird es kaum für möglich halten, daß diese von dem gleichen Menschen geschrieben worden sind, dessen spätere Werke er kennt. Nicht weil sie so kindlich, sondern weil sie so erwachsen sind. Vieles, was in diesen Aufzeichnungen steht, hätte auch von Nietzsches Tanten, seiner Großmutter oder seinem Vater geschrieben werden können, und im gleichen Stil. Es ist farblos und bescheiden, wie es sich gehört. Die Gefühle wirken unecht, kraftlos, manchmal theatralisch, aber meistens unwahr. Man spürt, daß das, was wirklich erlebt wird, völlig im Untergrund leben muß, ohne sich auch nur mit einem Satz oder auch nur mit einem Wort zu verraten.

Aber dieser Junge, der mit zwölf Jahren wie ein Erwachsener schreibt, ist auch zu anderen Dingen fähig. Und was geschieht mit seinem Stolz, mit seiner Gewißheit, daß er mehr versteht als seine Umgebung? Hätte Nietzsche diesen Stolz damals zum Ausdruck gebracht, so hätte er gegen eine wichtige christliche Tugend, die Bescheidenheit, gesündigt. Er hätte mit Sicherheit Ablehnung und Entrüstung geerntet. So muß er als Kind das gesunde, begreifliche Gefühl der Freude an seinem Wissen und der Trauer über das Alleinsein mit diesem Wissen unterdrücken und kann es erst viel später, zum Beispiel in ECCE HOMO, zum Ausdruck bringen. Aber auch hier, im Wiederholungszwang, tut er das in einer Art, die die Umgebung nicht tolerieren kann. Damit bringt er sich in die Lage des »Sünders«, eines Menschen, der gegen die Normen der Gesellschaft, zum Beispiel die Norm der Bescheidenheit, verstößt. Zweifellos erntet er die moralische Entrüstung sowohl der Zeitgenossen als auch der Nachwelt, was er aber gerne in Kauf nimmt, vermutlich sogar genießt, weil er sich durch dieses Wagnis befreit fühlt. Eine andere Art der Befreiung, das Wissen in der Gemeinschaft, kennt er nicht. Er hat nie erfahren, daß man die Wahrheit sagen kann, ohne sich zu bestrafen, ohne den Mitmenschen Mittel an die Hand zu geben, die ihnen erlauben, das Gesagte mit dem Wort »Größenwahn« zu entwerten. Er war stets mit seinem Wissen allein gewesen.

Aber das, was uns als Größenwahn bei Nietzsche entgegenkommt, hat vermutlich auch noch andere Wurzeln als nur den inneren Zwang zum Provozieren. Nietzsche war das älteste Kind, und auch später, nach der Geburt seiner Schwester, konnte er nicht damit rechnen, daß jemand seine Erlebnisse und Wahrnehmungen, vor allem im Zusammenhang mit dem durch die Krankheit veränderten Vater, teilen würde. So fühlte er sich mit seinen Entdeckungen allein und konnte nicht die Erfahrung machen, daß man Entdeckungen mit der Umgebung gefahrlos teilen kann. Hätte er ältere Geschwister gehabt, so wären ihm vielleicht seine Wahrnehmungen nicht zum Verhängnis geworden. Vielleicht hätte er ab und zu zumindest mit einem verständnisvollen Blick eines Bruders oder einer älteren Schwester rechnen können. So aber war er immer nur der *Alleinwissende*, das heißt auch soviel wie der *mit dem Wissen Alleingelassene*, was nicht unbedingt nur Stolz hervorruft, sondern auch Gefühle von Trauer bewirken kann. Wie Nietzsche seine Umgebung empfunden hat, läßt sich an den zahlreichen Stellen erkennen, in denen er das Christentum charakterisiert. Man muß nur für das Wort *Christentum* »meine Tanten« oder »meine Familie« einsetzen, und die massiven Angriffe bekommen plötzlich einen Sinn:

Im Christentume kommen die Instinkte Unterworfenner und Unterdrückter in den Vordergrund: Es sind die niedersten Stände, die in ihm ihr Heil suchen. Hier wird als *Beschäftigung* als Mittel gegen die Langeweile die Kasuistik der Sünde, die Selbstkritik, die Gewissens-Inquisition, geübt; hier wird der Affekt gegen einen *mächtigen* »Gott« genannt, beständig aufrechterhalten (durch das Gebet); hier gilt das Höchste als unerreichbar, als Geschenk, als »Gnade«. Hier fehlt auch die Öffentlichkeit; der Versteck, der dunkle Raum ist christlich. Hier wird der Leib verachtet, die Hygiene als Sinnlichkeit abgelehnt; die Kirche wehrt sich selbst gegen die Reinlichkeit ... Christlich ist ein gewisser Sinn der Grausamkeit gegen sich und andre; der Haß gegen die Andersdenkenden; der Wille, zu verfolgen. Düstere und aufregende Vorstellungen sind im Vordergrund; die höchstbegehrten mit den höchsten Namen bezeichneten Zustände sind Epilepsoiden; die Diät wird so gewählt, daß sie morbide Erscheinungen begünstigt und die Nerven überreizt. Christlich ist die Todfeindschaft gegen die Herren der Erde, gegen die »Vornehmen« – und zugleich ein versteckter, heimlicher Wettbewerb (– man läßt ihnen den »Leib«, man will *nur* die »Seele« ...). Christlich ist der Haß gegen den *Geist*, gegen Stolz, Mut, Freiheit, *libertinage* des Geistes; christlich ist der Haß gegen die *Sinne*, gegen die Freuden der Sinne, gegen die Freuden überhaupt ... (Werke in, S. 626/627)

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie sehr das Kind Nietzsche unter den Meinungen und Behauptungen seiner Umgebung gelitten hat, vor allem als Kind unter der Ablehnung seiner sinnlichen Bedürfnisse, seiner Leiblichkeit; unter ständigen moralischen Forderungen wie Reue, Frömmigkeit, Nächstenliebe, Keuschheit, Gottesfurcht, Treue, Reinheit, Hingebung. Für ihn waren das, und mit Recht, nur leere Begriffe, die sich allem entgegensetzten, was ihm Leben bedeutete, was jedem Kind Leben bedeutet, und in denen er den »*Haß* gegen das Natürliche (– die Wirklichkeit! –)« sah (Werke III, S. 621). Nietzsche meint, die christliche Welt sei eine Fiktionswelt, sie sei

der Ausdruck eines tiefen Mißbehagens am Wirklichen ... *Aber damit ist alles erklärt*. Wer allein hat Gründe, sich *wegzulügen* aus der Wirklichkeit? Wer an ihr *leidet*. Aber an der Wirklichkeit leiden heißt eine *verunglückte* Wirklichkeit sein ... (Werke III, S. 621)

Könnten das nicht auch Spekulationen des Kindes über seine unverheirateten, wohlthätigen Tanten gewesen sein, deren Erziehung vor allem darauf ausgerichtet war, im Kind das Lebendige abzutöten, das in ihrem eigenen Leben getötet worden war? Wenn man hinter der von Nietzsche beschriebenen »verschlagenen« Moral des Christentums die Prinzipien seiner eigenen Erziehung sieht, dann kann man unschwer im »vornehmen Herrenmenschen« das noch in seinen Gefühlen verwurzelte und dadurch starke, lebendige, lautere Kind sehen, das in Gefahr ist, seine Lebendigkeit den Prinzipien der Erziehung opfern zu müssen. Liest man mit diesem Schlüssel den *Antichrist*, gewinnen die vorher verwirrenden Sätze ihre klare Bedeutung. Dafür nur einige Beispiele:

Wenn zum Beispiel ein *Glück* darin liegt, sich von der Sünde erlöst zu glauben, so tut als Voraussetzung dazu *nicht* not, daß der Mensch sündig sei, sondern daß er sich sündig fühlt. Wenn aber überhaupt vor allem *Glaube* not tut, so muß man die Vernunft, die Erkenntnis, die Forschung in Mißkredit bringen: Der Weg zur Wahrheit wird zum *verbotnen* Weg. – Die starke *Hoffnung* ist ein viel größeres *Stimulans* des Lebens als irgendein einzelnes wirklich eintretendes Glück. Man muß Leidende durch eine Hoffnung aufrecht erhalten, welcher durch keine Wirklichkeit widersprochen werden kann – welche nicht durch

eine Erfüllung *abgetan* wird: eine Jenseits-Hoffnung. (Werke III, S. 629)

Um *Nein* sagen können zu allem, was die *aufsteigende* Bewegung des Lebens, die Wohlgeratenheit, die Macht, die Schönheit, die Selbstbejahung auf Erden darstellt, mußte hier sich der Genie gewordene Instinkt des *ressentiment* eine *andre* Welt erfinden, von wo aus jene *Lebens-Bejahung* als das Böse, als das Verwerfliche an sich erschien. (Werke III, S. 630)

Psychologisch nachgerechnet, werden in jeder priesterlich organisierten Gesellschaft die »Sünden« unentbehrlich: sie sind die eigentlichen Handhaben der Macht, der Priester *lebt* von den Sünden, er hat nötig daß »gesündigt« wird ... oberster Satz: »Gott vergibt dem, der Buße tut« – auf deutsch: *der sich dem Priester unterwirft*. (Werke III, S. 634)

Wie anders ist der Ton, wenn Nietzsche über die Person Jesu spricht:

Ich wehre mich, nochmals gesagt, dagegen, daß man den Fanatiker in den Typus des Erlösers einträgt ...; der Glaube, der hier laut wird, ist kein erkämpfter Glaube – er ist da, er ist von Anfang, er ist gleichsam eine ins Geistige zurücktretende Kindlichkeit ... Ein solcher Glaube zürnt nicht, tadelt nicht, wehrt sich nicht: er bringt nicht »das Schwert« – er ahnt gar nicht, inwiefern er einmal trennen könnte. Er beweist sich nicht, weder durch Wunder noch durch Lohn und Verheißung, noch gar »durch die Schrift«: er selbst ist jeden Augenblick sein Wunder, sein Lohn, sein Beweis, sein »Reich Gottes«. Dieser Glaube formuliert sich auch nicht – er *lebt*, er wehrt sich gegen Formeln. (Werke III, S. 640)

Die Bejahung der Person des Erlösers schließt aber nicht aus, daß Nietzsche gegenüber den Priestern und der Kirche Ekelgefühle äußert:

[...] die Begriffe »Jenseits«, »Jüngstes Gericht«, »Unsterblichkeit der Seele«, die »Seele« selbst: es sind Folter-Instrumente, es sind Systeme von Grausamkeiten, vermöge deren der Priester der Herr wurde, Herr blieb ... Jedermann weiß das: *und trotzdem bleibt alles beim alten*. (Werke III, S. 645)

Von Anfang an bedienten sich die Priester des Erlösers für ihre Machtbedürfnisse:

[...] mit Paulus wollte nochmals der Priester zur Macht – er konnte nur Begriffe, Lehren, Symbole brauchen, mit denen man Massen tyrannisiert, Herden bildet. Was allein entlehnte später Mohammed dem Christentum? Die Erfindung des Paulus, sein Mittel zur Priester-Tyrannie, zur Herden-Bildung: den Unsterblichkeits-Glauben; *das heißt die Lehre vorn »Gericht«* ... (Werke III, S. 650)

Die große Lüge von der Personal-Unsterblichkeit zerstört jede Vernunft, jede Natur im Instinkte – alles, was wohltätig, was lebensfördernd, was zukunftsverbürgend in den Instinkten ist, erregt nunmehr Mißtrauen. So zu leben, daß es keinen *Sinn* mehr hat zu leben, *das* wird jetzt zum »Sinn« des Lebens ... daß kleine Mucker, und Dreiviertels-Verrückte sich einbilden dürfen, daß um ihretwillen die Gesetze der Natur beständig *durchbrochen* werden – eine solche Steigerung jeder Art Selbstsucht ins Unendliche, ins *Unverschämte* kann man nicht mit genug Verachtung brandmarken. Und doch verdankt

das Christentum *dieser* erbarmungswürdigen Schmeichelei vor der Personal-Eitelkeit seinen *Sieg*. (Werke III, S. 651)

Der Priester kennt nur *eine* große Gefahr: das ist die Wissenschaft – der gesunde Begriff von Ursache und Wirkung.

Der Mensch soll *nicht* hinaus –, er soll in sich hineinsehen, er soll *nicht* klug und vorsichtig, als Lernender, in die Dinge sehen, er soll überhaupt gar nicht sehen: er soll *leiden* ... Und er soll so leiden, daß er jederzeit den Priester nötig hat ... Ein Priester-Attentat! Wenn die natürlichen Folgen einer Tat nicht mehr »natürlich« sind, sondern durch Begriffs-Gespenster des Aberglaubens, durch »Gott«, durch »Geister«, durch »Seelen« bewirkt gedacht werden, als bloß »moralische« Konsequenzen, als Lohn, Strafe, Wink, Erziehungsmittel, so ist die Voraussetzung zur Erkenntnis zerstört. (Werke III, S. 660)

Ich habe diese Zitate unter verschiedenen Gesichtspunkten ausgesucht. Sie scheinen mir deutlich die Gefühle des Erwachsenen Nietzsche gegenüber dem Christentum zum Ausdruck zu bringen und vermitteln auch dem dafür sensibilisierten Leser die unbewußten, weil in der Kindheit verdrängten Gefühle den ersten Bezugspersonen gegenüber. Außerdem zeigen diese Zitate die Methoden und Prinzipien der Erziehung, die Nietzsche als Kind bereits erfahren haben mußte, ohne sie benennen zu können. Es ist immer wieder zunächst die Verachtung des Lebendigen, der Sinnlichkeit, des Kreativen, die Bekämpfung des Wohlbefindens im Kinde zugunsten der Reue und der Schuldgefühle. Die Unterdrückung des eigenen Denkens, der Kritikfähigkeit, des Bedürfnisses, in Zusammenhängen zu verstehen (Wissenschaft), des Bedürfnisses nach Freiheit, Spontaneität. Nicht nur Gehorsam und Unterwerfung wurden gepredigt, sondern auch noch die sogenannte »Wahrheitsliebe«, was ja pure Heuchelei ist, denn das Kind, dem es verboten ist, sich kritisch zu äußern, wird ja auch noch zur ständigen Lüge gezwungen. Diese Pervertierung der Werte ist es, die Nietzsches Zorn immer wieder bewirkte und die er mit seinen paradoxen Formulierungen fühlbar machen möchte, um mit diesem Zorn nicht mehr allein zu sein.

1.8 Die Verherrlichung des Bösen (Lebendigsein ist böse)

Nietzsche betrachtet sich als Verfechter des Bösen nur in einem bestimmten Zusammenhang: als Gegensatz zu dem, was Menschen »gut« *nennen*. So schreibt er:

Wenn das Herdentier im Glanze der reinsten Tugend strahlt, so muß der Ausnahme-Mensch zum Bösen heruntergewertet sein. Wenn die Verlogenheit um jeden Preis das Wort »Wahrheit« für ihre Optik in Anspruch nimmt, so muß der eigentlich Wahrhaftige unter den schlimmsten Namen wiederzufinden sein. (Werke III, S. 601/602)

Und einige Zeilen weiter oben zitiert er Zarathustra:

Falsche Künste und Sicherheiten lehrten euch die Guten, in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten ... Die Guten – die können nicht schaffen, sie sind immer der Anfang vom Ende – sie kreuzigen den, der neue Werte auf neue Tafeln schreibt, sie opfern sich die Zukunft, sie kreuzigen aller Menschen-Zukunft! Die Guten – die waren immer der Anfang vom Ende ... Und was auch für Schaden die Welt-Verleumder tun mögen, der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden. (Werke III, S. 601)

Daß dieses Wissen aus Nietzsches Kindheitserfahrung stammt, bestätigen die folgenden Sätze:

Die Existenz-Bedingung der Guten ist die *Lüge* – : anders ausgedrückt, das Nicht-sehn-*Wollen* um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist, nämlich *nicht* derart, um jederzeit wohlwollende Instinkte herauszufordern, noch weniger derart, um sich ein Eingreifen von kurzsichtigen, gutmütigen Händen jederzeit gefallen zu lassen. (Werke III, S. 600)

Dieses Wissen führt zu einer grenzenlosen Einsamkeit, die von Anfang an das Schicksal dieses Menschen war. Je mehr er über seine Umgebung verstand, um so mehr fühlte er sich von ihr getrennt, weil er seine Beobachtungen und Erlebnisse niemandem mitteilen konnte. Nachdem er es schließlich in ALSO SPRACH ZARATHUSTRA getan hatte und seine Hoffnung auf Verständnis und auf Aufnahme enttäuscht worden war, schrieb er in ECCE HOMO die folgenden Zeilen:

Abgesehen von diesen Zehn-Tage-Werken waren die Jahre während und vor allem *nach* dem Zarathustra ein Notstand ohnegleichen. Man büßt es teuer, unsterblich zu sein: man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten. – Es gibt etwas, das ich die *rancune* des Großen nenne; alles Große, ein Werk, eine Tat, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich *gegen* den, der sie tat. Ebendamit, daß er sie tat, ist er nunmehr *schwach* – er hält seine Tat nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr ins Gesicht. Etwas *hinter* sich zu haben, das man nie wollen durfte, etwas worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist – und es nunmehr *auf* sich haben! ... Es zerdrückt beinahe ... Die *rancune* des Großen! – Ein andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht nichts mehr hindurch. Man kommt zu Menschen, man begrüßt Freunde: neue Öde, kein Blick grüßt mehr. Im besten Falle eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiedenem Grade, aber fast von jedermann, der mir nahestand; es scheint, daß nichts tiefer beleidigt als plötzlich eine Distanz merken zu lassen, – die *vornehmen* Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne

zu verehren, sind selten. – Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hilflosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede *schöpferische* Tat, jede Tat aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die *kleinen* Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fließt ihnen keine Kraft mehr zu. – Ich wage noch anzudeuten, daß man schlechter verdaut, ungern sich bewegt, den Frostgefühlen, auch dem Mißtrauen allzu offensteht – dem Mißtrauen, das in vielen Fällen bloß ein ätiologischer Fehlgriff ist. In einem solchen Zustande empfand ich einmal die Nähe einer Kuhherde durch Wiederkehr milderer, menschenfreundlicherer Gedanken, noch bevor ich sie sah: *Das hat Wärme in sich ...* (Werke III, S. 579/580)

Nicht die Armut, sondern die innere Not ist schuld an Nietzsches Einsamkeit, denn was er sagt, können nur sehr wenige aufnehmen, und die hört er vielleicht nicht einmal. So zieht er es vor, allein zu sein als zusammen mit Menschen, die ihn nicht verstehen; und in diesem Alleinsein entstehen neue Gedanken, neue Entdeckungen, die, da sie auf seinen persönlichsten Erfahrungen beruhen und diese doch verhüllen, wiederum nicht leicht mit anderen zu teilen sind und die Einsamkeit und die Kluft zur Umgebung noch mehr vertiefen. Ein Prozeß, der bereits in der Kindheit begann, die aus ständigem Geben bestand. Das Kind war dazu da, um die andern zu verstehen, Geduld mit ihnen zu üben, ihnen alles nachzusehen, ihr Selbstgefühl zu bestätigen, aber niemals, um seinen Hunger nach Verständnis zu stillen. Die Tragik dieses Lösungsversuches, die Tragik des Schenkenden und des Durstenden beschreibt Nietzsche im NACHTLIED:

Licht bin ich: ach daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! – und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen. Das ist meine Armut, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

O Unseligkeit aller Schenkenden! O Verfinsterung meiner Sonne! O Begierde nach Begehren! O Heißhunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Nehmen und Geben; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehetun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten – also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt: dem Wasserfall gleich, der noch im Sturze zögert – also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus, solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse! (Werke III, S. 583)

Aus diesem Gedicht spricht der Neid auf diejenigen, die nehmen können, die als Kind Liebe bekommen konnten, die sich in einer Gruppe geborgen fühlen können, die nicht dazu verdammt sind, in der Einsamkeit neue Welten zu erschließen, sie den anderen zu schenken und dafür deren Feindseligkeit zu ernten. Aber das Schicksal läßt sich nicht ändern. Wer nicht ohne Wahrheit leben will, muß auch die Kälte der Einsamkeit auf sich nehmen. Nietzsche schreibt:

Wieviel Wahrheit *erträgt*, wieviel Wahrheit *wagt* ein Geist? das wurde für mich immer mehr der eigentliche Wertmesser. Irrtum (– der Glaube ans Ideal –) ist nicht Blindheit, Irrtum ist *Feigheit* ... Jede Er-rungenschaft, jeder Schritt vorwärts in der Erkenntnis *folgt* aus dem Mut, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich ... Ich widerlege die Ideale nicht, ich ziehe bloß Handschuhe vor ihnen an ... *Nitimus in vetitum*: in diesem Zeichen siegt einmal meine Philosophie, denn man verbot bisher grundsätzlich immer nur die Wahrheit. – (Werke III, S. 512)

»Man verbot bisher grundsätzlich immer nur die Wahrheit.« Dieser Satz stimmt für die Menschheitsgeschichte wie für Nietzsches Elternhaus. Und weil er sich diesem Verbot nicht mehr fügen will noch kann, sucht er Zuflucht im Atheismus. Er will kein Nachbar sein:

... – ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? – Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereignis: er versteht sich bei mir aus Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu *fragwürdig*, zu übermütig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelikatesse gegen uns Denker –, im Grunde sogar bloß ein faustgrobes *Verbot* an uns: ihr sollt nicht denken! ... (Werke III, S. 258)

Das Verbot zu denken, das sich das Kind jeden Abend nach dem Gebet und vor dem Einschlafen einzuprägen versuchte, richtet sich gegen das Leben, denn die Lebendigkeit der Gedanken wird zerstört, wenn man sie ständig kontrollieren, nach Erlaubtem und Verbotenem sortieren und den Dogmen anpassen muß.

Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermütigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die *tiefste*, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht-erhaltene. Es ist nichts, was ist, abzurechnen, es ist nichts entbehrlich – die von den Christen und andren Nihilisten abgelehnten Seiten des Daseins sind sogar von unendlich höherer Ordnung in der Rangordnung der Werte als das, was der *décadence-Instinkt* gutheißen, *gutheißen* durfte. Dies zu begreifen, dazu gehört *Mut* und, als dessen Bedingung, ein Überschuß von *Kraft*: denn genau so weit als der Mut sich vorwärtswagen *darf*, genau nach dem Maß von Kraft nähert man sich der Wahrheit. Die Erkenntnis, das Jasagen zur Realität, ist für den Starken eine ebensolche Notwendigkeit, als für den Schwachen, unter der Inspiration der Schwäche, die Feigheit und *Flucht* vor der Realität – das »Ideal« ... Es steht ihnen nicht frei, zu erkennen: die *décadents* haben die Lüge *nötig* – sie ist eine ihrer Erhaltungs-Bedingungen. – Wer das Wort »dionysisch« nicht nur begreift, sondern *sich* in dem Wort »dionysisch« begreift, hat keine Widerle-

gung Platos oder des Christentums oder Schopenhauers nötig – er riecht die Verwesung ... (Werke III, S. 556)

Physiologen läßt ein solcher Wert-Gegensatz gar keinen Zweifel. Wenn innerhalb des Organismus das geringste Organ in noch so kleinem Maße nachläßt, seine Selbsterhaltung, seinen Kraftersatz, seinen »Egoismus« mit vollkommener Sicherheit durchzusetzen, so entartet das Ganze. Der Physiologe verlangt *Ausschneidung* des entarteten Teils, er verneint jede Solidarität mit dem Entarteten, er ist am fernsten vom Mitleiden mit ihm. Aber der Priester *will* gerade die Entartung des Ganzen, der Menschheit: darum *konserviert* er das Entartende – um diesen Preis beherrscht er sie ... Welchen Sinn haben jene Lügenbegriffe, die Hilfsbegriffe der Moral, »Seele«, »Geist«, »freier Wille«, »Gott«, wenn nicht den, die Menschheit physiologisch zu ruinieren? ... Wenn man den Ernst von der Selbsterhaltung, Kraftsteigerung des Leibes, *das heißt des Lebens* ablenkt, wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes »das Heil der Seele« konstruiert, was ist das anderes, als ein *Rezept zur décadence*? – Der Verlust an Schwergewicht, der Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, die »Selbstlosigkeit« mit einem Worte – das hieß bisher *Moral* ... Mit der »Morgenröte« nahm ich zuerst den Kampf gegen die Entselbstungs-Moral auf. – (Werke III, S. 572)

Nietzsche meint, daß die Renaissance die große Chance gewesen war, sich von der lebensverneinenden christlichen Moral zu befreien, und daß diese Chance durch Luther verdorben wurde:

Luther, dies Verhängnis von Mönch, hat die Kirche, und, was tausendmal schlimmer ist, das Christentum wiederhergestellt, im Augenblick, *wo es unterlag* ... Das Christentum, diese Religion gewordene *Verneinung des Willens zum Leben!* ... Luther, ein unmöglicher Mönch, der, aus Gründen seiner »Unmöglichkeit«, die Kirche angriff und sie – folglich! – wiederherstellte ... Die Katholiken hätten Gründe, Lutherfeste zu feiern, Lutherspiele zu dichten ... Luther – und die »sittliche Wiedergeburt«! (Werke III, S. 594)

Die Entselbstungs-Moral ist die Niedergangs-Moral *par excellence*, die Tatsache, »ich gehe zugrunde« in den Imperativ übersetzt: »ihr *solllt* alle zugrunde gehn« – und *nicht nur* in den Imperativ! ... Diese einzige Moral, die bisher gelehrt worden ist, die Entselbstungs-Moral, verrät einen Willen zum Ende, sie *verneint* im untersten Grunde das Leben. – Hier bliebe die Möglichkeit offen, daß nicht die Menschheit in Entartung sei, sondern nur jene parasitische Art Mensch, die des *Priesters*, die mit der Moral sich zu ihren Wert-Bestimmern emporgehoben hat ... die in der christlichen Moral ihr Mittel zur *Macht* erriet ... Und die Tat, das ist *meine* Einsicht: die Lehrer, die Führer der Menschheit, Theologen insgesamt, waren insgesamt auch *décadents*: *daher* die Umwertung aller Werte ins Lebensfeindliche, *daher* die Moral ... *Definition der Moral*: Moral – die Idiosynkrasie von *décadents*, mit der Hinterabsicht, *sich am Leben zu rächen* – und mit Erfolg. Ich lege Wert *auf diese* Definition. – (Werke III, S. 604)

– Hat man mich verstanden? – Ich habe eben kein Wort gesagt, das ich nicht schon vor fünf Jahren durch den Mund Zarathustras gesagt hätte. – Die *Entdeckung* der christlichen Moral ist ein Ereignis, das nicht seinesgleichen hat, eine wirkliche Katastrophe. Wer über sie aufklärt, ist eine *force majeure*, ein Schicksal – er bricht die Ge-

schichte der Menschheit in zwei Stücke. Man lebt *vor* ihm, man lebt *nach* ihm ... Der Blitz der Wahrheit traf gerade das, was bisher am höchsten stand: wer begreift, *was* da vernichtet wurde, mag zusehn, ob er überhaupt noch etwas in den Händen hat. Alles was bisher »Wahrheit« hieß, ist als die schädlichste, tückischste, unterirdischste Form der Lüge erkannt; der heilige Vorwand, die Menschheit zu »verbessern«, als die List, das Leben selbst *auszusaugen*, blutarm zu machen. Moral als *Vampyrismus* ... Wer die Moral entdeckt, hat den Unwert aller Werte mit entdeckt, an die man glaubt oder geglaubt hat; er sieht in den verehrtesten, in den selbst *heilig* gesprochenen Typen des Menschen nichts Ehrwürdiges mehr. [...] Der Begriff »Gott« erfunden als Gegensatz-Begriff zum Leben – in ihm alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht! Der Begriff »Jenseits«, »wahre Welt« erfunden, um die *einzig*e Welt zu entwerten, die es gibt – um kein Ziel, keine Vernunft, keine Aufgabe für unsre Erden-Realität übrigzubehalten? Der Begriff »Seele«, »Geist«, zuletzt gar noch »unsterbliche Seele«, erfunden, um den Leib zu verachten, um ihn krank – »heilig« – zu machen, um allen Dingen, die Ernst im Leben verdienen, den Fragen von Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Reinlichkeit, Wetter, einen schauerlichen Leichtsinn entgegenzubringen! Statt der Gesundheit das »Heil der Seele« – will sagen eine *folie circulaire* zwischen Bußkrampf und Erlösungs-Hysterie! Der Begriff »Sünde« erfunden samt dem zugehörigen Folter-Instrument, dem Begriff »freier Wille«, um die Instinkte zu verwirren, um das Mißtrauen gegen die Instinkte zur zweiten Natur zu machen. Im Begriff des »Selbstlosen«, des »Sich-selbst-Verleugnenden« das eigentliche *décadence*-Abzeichen, das *Gelocktwerden* vom Schädlichen, das Seinen-Nutzen-nicht-mehr-finden-Können, die Selbst-Zerstörung zum Wertzeichen überhaupt gemacht, zur »Pflicht«, zur »Heiligkeit«, zum »Göttlichen« im Menschen! Endlich – es ist das Furchtbarste – im Begriff des *guten* Menschen die Partei alles Schwachen, Kranken, Mißratnen, An-sich-selber-Leidenden genommen, alles dessen, *was zugrunde gehn soll* –, das Gesetz der *Selektion* gekreuzt, ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgeratenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunfts-gewissen, zukunftsverbürgenden Menschen gemacht – dieser heißt nunmehr der *Böse* ... Und das alles wurde geglaubt *als Moral!* – *Ecrasez l'infâme!* – (Werke III, S. 604/605)

Wüßte man nicht, daß Nietzsches Ahnen mehrere Generationen zurück auf beiden Seiten Theologen waren, so könnte zumindest das folgende Zitat zeigen, daß es sich hier nicht um pure Gedankenspiele eines Philosophen handelt, sondern um den bitteren Ernst von hautnahen Erfahrungen.

Es ist notwendig zu sagen, *wen* wir als unsern Gegensatz fühlen – die Theologen und alles, was Theologen-Blut im Leibe hat – unsre ganze Philosophie ... Man muß das Verhängnis aus der Nähe gesehn haben, noch besser, man muß es an sich erlebt, man muß an ihm fast zugrunde gegangen sein, um hier keinen Spaß mehr zu verstehn –. (Werke III, S. 615)

Die Bücher der Theologen las Nietzsche erst als Erwachsener. Aber der Haß auf die Lüge hat tiefere Wurzeln und verbindet sich mit dem Haß auf die »Weiber«, die ihm als Kind das theologische Gut vermittelten:

[...] ... Darf ich anbei die Vermutung wagen, daß ich die Weiblein *kenne*? Das gehört zu meiner dionysischen Mitgift. Wer weiß? vielleicht bin ich der erste Psycholog des Ewig-Weiblichen. Sie lieben mich alle – eine alte Geschichte: die *verunglückten* Weiblein abgerechnet, die »Emanzipierten«, denen das Zeug zu Kindern abgeht. – Zum Glück bin ich nicht willens, mich zerreißen zu lassen: das vollkommene Weib zerreißt, wenn es liebt ... Ich kenne diese lebenswürdigen Mänaden ... Ach, was für ein gefährliches, schleichendes, unterirdisches kleines Raubtier! Und so angenehm dabei! ... Ein kleines Weib, das seiner Rache nachrennt, würde das Schicksal selbst über den Haufen rennen. – Das Weib ist unsäglich viel böser als der Mann, auch klüger; Güte am Weibe ist schon eine Form der *Entartung* ... Bei allen sogenannten »schönen Seelen« gibt es einen physiologischen Übelstand auf dem Grunde – ich sage nicht alles, ich würde sonst medizynisch werden. Der Kampf um gleiche Rechte ist sogar ein Symptom von Krankheit: jeder Arzt weiß das. – Das Weib, je mehr Weib es ist, wehrt sich ja mit Händen und Füßen gegen Rechte überhaupt: der Naturzustand, der ewige *Krieg* zwischen den Geschlechtern gibt ihm ja bei weitem den ersten Rang. (Werke III, S. 551)

Doch das wütende Kind bleibt nicht bei den »Weibern« stehen, es greift deren Idol an. Denn alles, was die Frauen mit ihm gemacht haben, geschah ja im Namen Gottes:

Der christliche Gottesbegriff – Gott als Krankengott, Gott als Spinne, Gott als Geist – ist einer der korruptesten Gottesbegriffe, die auf Erden erreicht worden sind; er stellt vielleicht selbst den Pegel des Tiefstands in der absteigenden Entwicklung des Götter-Typus dar. Gott zum *Widerspruch des Lebens* abgeartet, statt dessen Verklärung und ewiges *Ja* zu sein! In Gott dem Leben, der Natur, dem Willen zum Leben die Feindschaft angesagt! Gott die Formel für jede Verleumdung des »Diesseits«, für jede Lüge vom »Jenseits«! In Gott das Nichts vergöttlicht, der Wille zum Nichts heilig gesprochen! ... (Werke III, S. 624)

Nietzsche darf seine Gefühle, seine Wut, Empörung, Rachsucht, seinen Spott, seine Verachtung, die aus konkreten, tragischen Erfahrungen hervorgegangen sind, nicht auf Menschen richten, die ihm Leiden zufügten. Er darf nur Ideen angreifen oder abstrakte Menschen wie zum Beispiel »die Weiber«.

Obwohl es unschwer zu erkennen ist, aus welchen Erfahrungen sein Zorn stammte, *ihm selbst* war dies nicht bewußt. Daher kann er auch schreiben:

Wenn ich dem Christentum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe; die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christentums *de rigueur* bin ferne davon, es dem einzelnen nachzutragen, was das Verhängnis von Jahrtausenden ist. (Werke III, S. 525)

Tragischerweise darf Nietzsche dem einzelnen nicht nachtragen, was er »am Allgemeinen« beobachtet hat. Denn die lebendigen Wurzeln seiner Beobachtungen sind seinem Bewußtsein trotz allem Anschein verborgen geblieben. Im Labyrinth seiner Gedanken steckengeblieben, durfte er diese Wurzeln nicht finden. Der einzige erlaubte Ausweg war die geistige Umnachtung.

1.9 Philosophie als Schutz vor der Wahrheit

Wenn ich in den Werken Nietzsches, vor allem in der Schrift DER ANTICHRIST, den *nie gehörten Schrei des zornigen Kindes* Nietzsche höre, den stummen, verzweifelten, aber doch auch gigantischen Kampf des verletzten, ausdrucksstarken Kindes mit der Verlogenheit, Stumpfheit, Leblosigkeit, Verworrenheit, Dummheit, Widersprüchlichkeit, Kraftlosigkeit seiner Erzieher wahrnehme, dann sollen damit Aussagen, die sich auf das Christentum beziehen, keineswegs in ihrem Gehalt relativiert, sondern nur deren lebendige Wurzeln aufgezeigt werden. Man könnte sich wie bei den Dichtern die Frage stellen: Hätte Nietzsche die Schrift DER ANTICHRIST so schreiben können, wenn er das Leiden unter seiner Erziehung *bewußt* hätte erleben dürfen? Vermutlich hätte er dies nicht in dieser Form, nicht aus den aufgestauten Affekten heraus schreiben müssen, aber er hätte sicherlich eine andere ihm dann entsprechende Form gefunden, um das zu sagen, was er mit Hilfe seiner Gefühle entdeckt hatte. Wenn es nicht als eine abstrakte Analyse des Christentums geschrieben worden wäre, sondern als ein Bericht über das eigene, subjektive Leiden, hätten sich viele Menschen in diesem Bericht wiederentdeckt. Er wäre Anklage und Zeugnis über Zustände gewesen, die den meisten Menschen aus Erfahrung gut bekannt sind, ohne für sie greifbar zu sein. Denn diese Menschen besitzen nicht die Voraussetzungen Nietzsches, die Gefühle des Widerwillens, der Verachtung, des Ekels so einfühlbar zu schildern und deren *Berechtigung* so überzeugend herauszuarbeiten, wie Nietzsche es tat. Vermutlich wäre das Ergebnis dann kein philosophisches Werk gewesen, sondern ein autobiographischer Bericht, der anderen die Augen für Realitäten geöffnet hätte. Es wäre auch nicht möglich gewesen, Nietzsche ideologisch zu mißbrauchen, wenn seine Schriften direkt das Erfahrene erzählt hätten und es nicht in die symbolische Form (als Kampf gegen das abstrakte Christentum zum Beispiel) hätten verkleiden müssen (vgl. A. Miller 1988b, Kap. I,4 u. II,4).

Doch Nietzsche hatte gar keine Möglichkeit, einen solchen Bericht zu schreiben, weil die Inhalte, die er nur symbolisch zum Ausdruck bringen konnte, seinem Bewußtsein gar nicht zugänglich, also ihm in der direkten Form ohnehin gar nicht verfügbar waren. Sollte sich aber einmal unser Erziehungssystem lockern, sollte einmal das Gesetz »Du sollst nicht merken, was man dir in der Kindheit angetan hat« keine Gültigkeit mehr haben, dann wird sich zweifellos die Zahl der bisher so geschätzten »Kulturprodukte« verringern – angefangen bei unnötigen, unbrauchbaren Dissertationen bis zu den berühmtesten philosophischen Werken. Dafür aber gäbe es viel mehr ehrliche Berichte über das, was *wirklich* geschehen ist, die auch anderen Menschen Mut machen könnten, Realitäten zu sehen und das, was sie selbst erfahren haben und bisher nicht benennen konnten, zum Ausdruck zu bringen. Es scheint mir, daß solche Berichte den komplizierten Spekulationen vorzuziehen wären, weil sie nicht der Verschleierung, sondern der lebenswichtigen Aufdeckung der allgemein menschlichen Realitäten dienen würden.

Ich bin weit davon entfernt, das Genie Nietzsches dadurch anzweifeln zu wollen, daß ich den Inhalt, die Intensität und die Kraft seiner Gedanken mit den Erlebnissen in seiner Kindheit in Verbindung bringe. Daß mir eine solche Tendenz unterstellt werden wird, ist trotzdem nicht zu vermeiden, weil im allgemeinen die Bedeutung der Kindheitserlebnisse bagatellisiert wird und diese als belanglos abgetan werden. Um so wichtiger erscheint es dann, die Gedanken der »Großen«, der Erwachsenen als pures Gold ohne Beimischungen der Kindheit zu sehen, zu bewundern und zu interpretieren. Sowohl die Nietzsche-Forschung als auch die faschistische Adaptation Nietzsches haben niemals diesen Rahmen überschritten.

Was meine Sicht betrifft, so würde ich im Gegenteil meinen, daß die meisten Schriften Nietzsches ihre Klarheit und Überzeugungskraft gerade dem sehr früh gespeicherten Erlebnisinhalt verdanken. Wie bei **Kafka** (vgl. A. Miller 1981, S. 307 ff.) und anderen großen Dichtern setzt sich hier die Wahrheit so evident durch, daß ihr kaum etwas ent-

gegengehalten werden kann. Das Verständnis, das sich bei Sätzen von Nietzsche spontan einstellen kann, ist nicht Ergebnis einer Suggestion, die von ihm ausgeht, sondern der Überzeugungskraft eines Autors, der vom Erlittenen, Erfahrenen, Wahrgenommenen berichtet und dessen Wahrnehmungen Zustände betreffen, in denen sich auch viele andere Menschen befanden oder immer noch befinden. Er selbst schreibt über die Quelle der Dichtung folgendes:

Wenn ich meine höchste Formel für *Shakespeare* suche, so finde ich immer nur die, daß er den Typus Cäsar konzipiert hat. Dergleichen errät man nicht – man ist es oder man ist es nicht. Der große Dichter schöpft *nur* aus seiner Realität – bis zu dem Grade, daß er hinterdrein sein Werk nicht mehr aushält ... Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden. – (Werke III, S. 535)

Hätte Nietzsche als Kind nicht lernen müssen, daß man Herr werden soll über den »unerträglichen Krampf von Schluchzen«, hätte er als Kind einfach schluchzen *dürfen*, die Menschheit wäre um einen Lebensphilosophen ärmer, aber dafür wäre der Mensch Nietzsche um sein ganzes Leben reicher geworden. Und wer weiß, was dieser *lebende* Nietzsche der Menschheit *dann* hätte geben können?



Friedrich Nietzsche als Feldartillerist in Naumburg 1868. (Ullstein Bilderdierist)

2 Das Erdbeben in Malaga und die Maleraugen eines dreijährigen Kindes

Pablo Picasso

In der Basler Ausstellung der Spätwerke Picassos erschwert die Menschenmenge den Zugang zu den Bildern. Gruppen von Schülern werden von Experten instruiert, wie Picasso zu verstehen sei. Die Schüler versuchen angestrengt, etwas zu begreifen, was sie genauso gut an Reproduktionen zu Hause lernen könnten, wie zum Beispiel Picassos Kompositionskunst. Viele gähnen, wenden sich von den Bildern ab, schauen auf die Uhr und denken wohl an den erlösenden Kaffee. Der Experte gibt nicht auf, versucht es mit der Farbenlehre, erklärt, wie das Orange das Blau noch stärker hervorhebt und wie gut Picasso die richtigen Farben einzusetzen verstand, um eine starke Wirkung zu bekommen. Auch das scheint die Schüler zu langweilen. Sie geben sich zwar sichtlich Mühe, sie versuchen, sich das Gesagte einzuprägen und es ja nicht zu vergessen, aber der hier erklärte Picasso bleibt irgendwie tot, ein großer Könnler, ein Meister der Farbe und Form, wie es mehrere gibt.

Doch neben den vielen gelangweilten und gähnenden glaube ich auch neugierige, faszinierte und beunruhigte Gesichter zu sehen. Ich selbst empfinde so etwas wie Dankbarkeit für das große Farbenfest, an dem meine Augen hier teilnehmen dürfen, und für den Mut, von dem ich mich anstecken lasse. Der beinahe 90jährige Mann setzt sich über alle Konventionen und über sein eigenes Können hinweg und erreicht, was er sich sein ganzes Leben gewünscht hat: die Unbefangenheit und Freiheit des Kindes, die ihm seine Perfektion in der Kindheit raubte.

Es mag genau diese ermutigende Kraft von Picassos späten Bildern gewesen sein, die mir geholfen hat, die große gelangweilte Menschenmenge um mich herum zunehmend zu vergessen und mich schließlich innerlich ganz auf dieses Abenteuer einzulassen. Es war mir, als spürte ich die letzten Anstrengungen eines Mannes, die verborgensten Geheimnisse seines Lebens mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zum Ausdruck zu bringen, bevor es zu spät ist, bevor ihm der Tod das Werkzeug aus der Hand nimmt.

Es wurde viel über die sexuelle Thematik in Picassos Bildern geschrieben und dies immer als Zeichen seiner männlichen Vitalität verstanden. Daß die Darstellung der männlichen und weiblichen Genitalien im hohen Alter, sogar bis zum Tode, immer häufiger anzutreffen ist, deutete man als Zeichen der schwindenden Libido und der Sehnsucht nach nicht mehr erreichbaren Genüssen. Wer sich aber die Mühe macht, den Gefühlsgehalt dieser letzten Bilder mit nackten Männern und Frauen auf sich wirken zu lassen, dem wird vermutlich ein Leiden spürbar, dessen Herkunft viel tiefer angesiedelt ist und dessen Wurzeln viel weiter in Picassos Leben zurückführen als die Erklärung, ein alternder Mann bedauere auf diese Weise das Nachlassen seiner sexuellen Vitalität.

Doch worauf bezog sich das Leiden? Ich ging mit dieser Frage durch die Ausstellung und fand zunächst keine Antwort. Ich spürte das Leiden nicht nur in den Themen, sondern auch in der Wucht der Pinselbewegung, in der Art, wie die Farbe zuweilen hingeworfen worden war und neue Gefühle heraufbeschwor die wieder gestaltet werden mußten. Ich hatte den Eindruck, daß sich in diesem Malen ein Kampf zwischen dem Müssen und dem Können ausdrückt, zwischen der Notwendigkeit, diese und nicht andere Bewegungen zu machen, diese und nur diese Farbe zu nehmen, und auf der anderen Seite dem bewußten, meisterlichen Blick, der die Gesetze der Farbenlehre und der Komposition nicht verlernen kann, auch wenn er es möchte. Die Wucht des Notwendigen nimmt im Spätwerk Picassos so stark an Intensität zu, daß das Können nebensächlich wird. Das Gefühl wird nicht mehr wie in seinem Gemälde »Guernica« gestaltet, sondern nur noch gelebt und ausgedrückt. Es werden keine Zeichnungen gemacht, es

wird nicht mehr mit dem Verständnis des Zuschauers gerechnet, es bleibt nur noch die Eile, das Unsagbare herauszubringen, es mit Farben zu sagen. Aber was war das Unsagbare für Picasso?

Mit dieser Frage ging ich durch die Ausstellung der Spätwerke und fand dort keine Antwort. Ich blätterte in unendlich vielen Picasso-Biographien und suchte nach traumatischen Erlebnissen in Picassos Kindheit. Da die Leistungsfähigkeit der Abwehr im hohen Alter abnimmt, da die Verdrängung der Traumata weniger raffiniert arbeitet, wäre es möglich, dachte ich, daß erst hier, im Spätwerk, Spuren der Kindheitstraumata zu erkennen wären. Doch diese Spuren schienen zuerst unauffindbar: geliebtes Kind, glückliches Zuhause ...

Obwohl ich weiß, daß sich Biographen selten für die Kindheit interessieren, fand ich es dennoch erstaunlich, daß ich unter so vielen Büchern über einen so berühmten Mann unserer Zeit nur ganz wenige und immer wieder die gleichen Angaben über die ersten Jahre Picassos fand: Er wurde in Malaga geboren, sein Vater war Zeichenlehrer, seine Mutter liebte ihn über alles, mit 10 Jahren kam er nach Barcelona, mit 14 Jahren wurde er in Madrid in die Kunstschule aufgenommen und war dort der Beste. Und als er 17 war, übergab ihm der Vater seine Palette und hörte auf zu malen. Diese Beschreibung wiederholt sich in allen Biographien. Dann wird noch auf äußere Ereignisse im damaligen Spanien und in der ganzen Weltgeschichte ausführlich eingegangen. Auch die Geldsorgen der Vorfahren werden sehr genau erörtert, doch das Kind Pablo Picasso ist beinahe unauffindbar. Einzig in der Biographie von **Josep Palau J. Fabre** fand ich einige Seiten, die mir einen Einblick in Picassos Kindheit vermitteln konnten. Die Informationen waren zwar verstreut, hier und da eine, aber mit der Zeit ergaben sie einen Sinn und die von mir gesuchte Folgerichtigkeit. Ich las zum Beispiel mit Erstaunen über Picassos Verhalten in der Schule:

Anscheinend ging Picasso so widerwillig zur Schule, daß er schließlich krank wurde. Der Arzt sagte, daß seine Nieren angegriffen wären und daß er jene Räumlichkeiten nicht mehr betreten sollte. Diese Auskunft wurde vom kleinen Pablo mit Freude aufgenommen, weil er glaubte, daß dies bedeute, er sollte überhaupt nicht mehr hingehen. Noch in seinem 86. Lebensjahr sagte Picasso, daß er das ABC nicht ohne zu stocken hersagen und sich nicht erklären könne, wie er überhaupt das Lesen und Schreiben und vor allem das Rechnen erlernt habe. (J. P. J. Fabre 1981, S. 32)

Wenn wir aus der Perspektive eines berühmten Malers auf diese Kindheitssituation zurückschauen, scheint es uns verständlich, daß der Alltag einer Schule den Ansprüchen eines genialen Kindes nicht gewachsen war. Aber so einfach ist es nicht. Es mag sein, daß sich ein waches Kind für das Einmaleins oder die Orthographie nicht interessiert, weil es sie längst begriffen hat, während die andern damit noch Mühe haben. Aber Picasso hatte ja gerade Mühe mit dem ABC. Die Beschreibung seines Verhaltens in der Schule zeigt, daß ihn etwas ganz anderes beschäftigt hatte. Aber was?

Ich blätterte weiter und stellte fest, daß seine zweite Schwester zur Welt kam, als er sechs war und gerade eingeschult wurde. Das allein muß doch keine Schulschwierigkeiten mit sich bringen, könnte man hier einwenden, denn die Mutter vergötterte Pablo und der Vater förderte ihn in überaus hohem Maße. Aber was bedeutete für Pablo die Geburt seiner zweiten Schwester? Könnte dieses Ereignis ihn an ein anderes, früheres erinnern haben? Man müßte wissen, unter welchen Bedingungen die erste Schwester zur Welt gekommen war, dachte ich. Ich suchte weiter und war verblüfft, als ich die Antwort fand. Wie ist es möglich, fragte ich mich, daß diese Information nicht in alle Picasso-Bücher Einzug gefunden hat, daß sie nie mit »Guernica« in Zusammenhang gebracht wurde? **Fabre** berichtet:

An einem Spätnachmittag Mitte Dezember 1884, das heißt, als Pablo *drei Jahre alt* war, gab es ein Erdbeben in Malaga. José saß im Hinterraum einer Apotheke gemütlich mit einigen Freunden zusammen, als er die auf den Regalen aufgereihten Fläschchen zu Boden fallen sah. Sofort löste sich die Gesellschaft auf und jeder eilte heim. José stürzte nach Hause zu seiner Frau: »Diese Zimmer sind zu groß, Maria, zieh dich schnell an, und du, Pablo, komm mit mir.«

Picasso erzählt Sabartés: »Meine Mutter trug ein Tuch auf ihrem Kopf; ich hatte sie nie so gesehen. Mein Vater nahm seinen Umhang, warf sich ihn um die Schultern, und wickelte mich in den Mantel ein, nur mein Kopf schaute heraus.« So verließen sie ihr Haus und gingen zu Antonio Munoz Degrain, der an der Calle de la Victoria, 60, wohnte.

Die Calle de la Victoria ist eine der längsten Straßen von Malaga und läuft parallel zu der westlichen Flanke des Gibralfaro-Berges. In Wirklichkeit ist die Straße nicht direkt an den Berg gebaut, wie man gesagt hat, sondern die Fundamente der Häuser sind auf seine Felsausläufer gesetzt. Das sind die evidenten Gründe, die José bewogen, für sich und die Seinen in jenem Haus Unterschlupf zu suchen. Antonio Munoz Degrain war damals mit Moreno Carbonero in Rom auf einer Kunstreise.

Einige Tage nachdem sie sich dort eingerichtet hatten, genauer am 28. Dezember 1884, wie es in der Geburtsurkunde steht, wurde das zweite Kind von José geboren, ein Mädchen, dem man den Namen Lola (Kosename für Dolores) gab.

Jenes Erdbeben dürfte ziemlich stark gewesen sein, weil König Alfons XII. wenige Tage danach Malaga besuchte, um sich ein Bild von den entstandenen Schäden zu machen. (S. 29)

Das genaue Datum dieses Erdbebens fand ich in keiner der zahlreichen Biographien, aber nach einigen telephonischen Anfragen erhielt ich schließlich die Information, daß am 25.12.1884 ein starkes Erdbeben mit sechs Erdstößen zwischen 21 und 23 Uhr Spanien erschütterte, mit dem Epizentrum in Arenas del Rey, das nur 30 Kilometer von Malaga entfernt lag. Seinem Freund Sabartés erzählt Picasso viel später:

Mein Vater ist der Meinung, daß wir auf dem Felsen sicherer sind. Wir verbringen dort angstvolle Tage und warten, bis sich die Erde wieder beruhigt. (J. Sabartés 1956, S. 11/12)

Die Geburt der Schwester fand also zwei Tage nach dem ersten Schock statt, und möglicherweise wurden die Wehen durch die erlebten Schrecken ausgelöst. Das würde heißen, daß der dreijährige Picasso in zwei Tagen den Schock des Erdbebens und die Geburt der Schwester in einer ganz ungewohnten Situation und einer ihm fremden Umgebung zu verkraften hatte.

An diesem Beispiel wurde mir wieder einmal klar, wie ergebnislos historische Forschungen sein können, wenn man die psychische Bedeutung der äußeren Ereignisse nicht sieht, weil der Erwachsene selten die Gefühle des Kindes nachvollziehen kann. Versuche man sich vorzustellen, was es für ein dreijähriges Kind bedeutet, im Dunkeln während des Erdbebens vom Vater mit der schwangeren Mutter durch die Stadt in eine fremde Wohnung geführt zu werden und dort der Geburt seiner Schwester beizuwohnen. Dazu kommen in Picassos Fall zwei zusätzliche Faktoren: nämlich die Förderung des Sehens durch den Vater und das Gebot des Schweigens, das von der Mutter ausging. Das Sehen wurde von klein auf perfektioniert, man durfte aber über das Gesehene nicht

in Worten berichten. Picasso war sein Leben lang stolz auf seine »Diskretion«, weil eine der frühesten Erinnerungen die Mahnung seiner Mutter war, »über niemanden und über nichts etwas zu sagen«. (P. O'Brian 1979, S. 26)

Picassos Mutter pflegte zu erzählen, daß ihr Sohn schon zeichnen konnte, bevor er laufen lernte. Sein erstes Wort war »piz, piz«, was in der Kindersprache auf spanisch auch Bleistift heißt. Der Vater hatte die größte Freude an den Fortschritten seines Sohnes im Zeichnen, was dem Kind sicherlich nicht entging. Wenn es zeichnete, bekam es zweifellos die intensivste Zuwendung und Aufmerksamkeit seines Vaters, die in einem Haushalt mit ansonsten lauter Frauen natürlich sehr wichtig war. Der große Wunsch des Vaters war, sein Sohn möge die Anerkennung als Maler erlangen, die er selbst so schmerzlich vermißte. Und der Wunsch des Sohnes war, vom Vater geliebt zu werden.

Mit drei Jahren zeichnete Picasso schon nach den Modellen des Vaters; er zeichnete vornehmlich Tauben, und der Vater überließ ihm das ausführliche Zeichnen der Füße, das ihn langweilte. Bei dieser Gelegenheit lernte das Kind sehr genau hinzuschauen, den Gegenstand ganz genau zu beobachten und die Vielfalt der Formen voneinander zu unterscheiden. Je früher ein Kind etwas lernt, um so tiefer prägt sich ihm das Gelernte ein und um so sicherer ist der Erfolg für das ganze Leben. Darum sind auch die negativen Botschaften und Erfahrungen so schwer zu verlernen.

Picasso war im Oktober 1884 gerade drei Jahre alt geworden. Was geschieht aber mit einem Kind, das so früh und so genau gelernt hat, seine Augen zu gebrauchen, seine Umwelt ganz genau zu beobachten, also auch jede Veränderung zu registrieren, wenn es einem so entsetzlichen Trauma wie einem Erbeben ausgesetzt wird? Das folgende Spanien-Gedicht aus dem Jahre 1936 gibt vielleicht einen schwachen Eindruck davon:

Kinderschreie Schreie von Frauen Vogelschreie Blumenschreie
Schreie von Gebälk und von Steinen Schreie von Ziegeln Schreie von
Möbeln von Betten von Stühlen von Vorhängen von Bratpfannen von
Katzen und von Papieren Schreie von Gerüchen die sich gegenseitig
kratzen Schreie von Rauch der den Schreien die im Topf kochen im
Hals brennt und Schreie von Vogelregen die das Meer überschwemmen
welches den Knochen zernagt der sich die Zähne bricht ... (in: W.
Wiegand 1986, S. 105)

Da ich in diesen Worten die verbale und in »Guernica« die bildhafte Darstellung des Erdbebens durch ein Kind sah, meinte ich, daß diese Entdeckung für andere ebenfalls aufregend sein müßte. Aber ich hatte mich getäuscht. Picasso-Experten meinten, das würde ja so lange zurückliegen, und im Werk eines so großen Malers hätte die Biographie keine Bedeutung. Immer wieder kommt es vor, daß mich Fakten erschüttern, die für andere nicht zählen – zunächst. Doch nach Jahren, wenn die Abwehr irgendwie abgeschwächt ist, geschieht es zuweilen, daß das, was früher so heftig bestritten wurde, auch für andere zur Selbstverständlichkeit wird.

Wir wissen nicht genau, was sich gerade zu dem Zeitpunkt auf der Calle de la Victoria ereignet hat, als der kleine Pablo von seinem Vater diese lange Straße entlang getragen wurde, aber wir können es uns gut vorstellen. Zweifellos sah er gestürzte Pferde, verzerrte Gesichter, herumirrende Kinder und hörte entsetzliche Schreie der Angst. Leider haben bisher noch keine Forscher versucht herauszufinden, wie stark das Erdbeben in Malaga war, ob auch Häuser eingestürzt sind und welche Bilder des menschlichen Elends und Leidens sich vor den aufmerksamen Kinderaugen eines späteren Genies abgespielt haben. Solange es diese Forschungen nicht gibt, können wir uns vom Bild »Guernica« informieren lassen, in dem Picasso das Elend des Krieges, an dem er nie teilgenommen hat, darstellte. Er hat es so gemalt, daß jeder Mensch eigene Gefühle des Entsetzens, der Angst, des Schauderns und der Ohnmacht vor der totalen Vernichtung angesichts dieses Bildes erleben kann, vorausgesetzt, daß er sich nicht mit kunstkritischen Bemerkungen von diesen Gefühlen ablenken läßt.



Pablo Picasso: Guernica (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

Diese unmittelbare, emotionale Wirkung auf den Zuschauer verdankt »Guernica«, wie es mir jetzt scheinen will, den Erlebnissen während des Erdbebens in Malaga 1884, die Picassos Vorstellungswelt so geprägt haben, daß sie in seiner Kunst ständig wirksam waren. Die weinenden, verzerrten Frauengesichter, die er in den Jahren nach »Guernica« malte, könnten sogar direkt thematisch auf diese Erlebnisse zurückführen. Es sind nicht, wie im »Schrei« von Edvard Munch oder bei verschiedenen anderen expressionistischen Malern, Versuche, in den gemalten Gesichtern den eigenen Seelenzustand auszudrücken. Es sind vielmehr Darstellungen von schreienden und weinenden Frauen, die man beobachtet und deren Gesichtszüge nicht auszumachen sind, deren Leiden, Geschichte und Biographie uns so unverständlich sind wie einem Kind ein fremder, auf der Straße schreiender Mensch unverständlich sein muß, weil es die Gründe für dessen Entsetzen nicht kennt.

In diese Perspektive des ratlosen, nicht verstehenden, desorientierten, aber neugierigen, interessierten Kindes fühlte ich mich oft versetzt, wenn ich Picassos Bilder betrachtete. Wir versuchen bei seinen Akten die einzelnen Glieder auszumachen: Wo ist der Fuß? Wo ist die Hand? Warum sind die Augen so gesetzt, daß sie uns nicht anschauen, daß sie niemanden anschauen können? Wir hören von den Kunsthistorikern, daß Picasso die Vorder- und die Hinterseite eines Kopfes gleichzeitig dem Zuschauer zeigen wollte, weil das damals zu seinem »Programm« gehörte. Aber warum? War Picasso ein Mensch, der sich an Programme halten mußte?

Er hat doch immer wieder jeden Stil verlassen, den er einmal entwickelte, weil ihn diese Bindung an einen Stil langweilte. Aber das Thema der entstellten Menschenkörper ließ ihn sein Leben lang nicht los. Es kommt mir vor, als sei hier sein Pinsel einer Notwendigkeit gefolgt, die er selbst nicht kannte, nicht verstand, nicht erklären konnte, weil sie aus dem Unbewußten stammte, das von den frühesten Kindheitserlebnissen geprägt war. Wäre Picasso unter dem Zwang gestanden, Beweise seines Könnens erbringen zu müssen, dann wäre er in irgendeiner seiner erfolgreichen Perioden, vielleicht in der kubistischen, steckengeblieben. Aber er hatte sein Können längst bewiesen, bereits als kleines Kind. So war er im Alter frei, das zu malen, was ihm seine verdrängte Erfahrung diktierte, ohne sich als guter Zeichner, Kolorist oder ähnliches bewähren zu müssen; erst jetzt konnte er das in seinem Unbewußten Gespeicherte mit Farben sprechen lassen.

Kleine Kinder zeichnen sehr oft ihre Traumata, sobald sie einen Pinsel in die Hand bekommen. Sie wissen nicht, was sie darstellen, und die Erwachsenen sind leider auch darin geübt, das Wesentliche zu übersehen. Picasso aber hatte als Kind diese Möglichkeit des spontanen Ausdrucks nicht. Er sagte selbst, daß er als Kind nur Erwachsenenbilder malte und vierzig Jahre seines Lebens brauchte, um wie ein Kind malen zu kön-

nen, das heißt, das Unbewußte sprechen zu lassen. Wie die Erwachsenen oft den Hilferuf des Kindes überhören und sich statt dessen über schöne Farben und großzügige Striche freuen, so empfing auch das Publikum Picassos unverständliche Werke mit Wohlwollen, denn schließlich war er bereits als großer Künstler und Könner bekannt.

Wenn man es unbedingt muß, kann man die verdrehten, verkrümmten, entstellten, nackten Frauenkörper auch noch des 90jährigen ruhig als Zeichen des sexuellen Interesses sehen. Ich ziehe es vor, mir das dreijährige Kind vorzustellen, das im ganzen Aufbruch des Erdbebens und der Flucht auch noch Zeuge der Geburt seiner Schwester wurde. Selbst wenn die Erwachsenen an die Möglichkeit einer Traumatisierung gedacht hätten, was in der damaligen Zeit wohl kaum der Fall war, hätte wohl niemand dieses lebhaftes, neugierige Kind davon abhalten können, in dieser Notwohnung einem Geschehen beizuwohnen, um das sich nun alles drehte. Wie sieht aber eine gebärende Frau aus der Perspektive eines dreijährigen Jungen aus, und was geschieht in seiner Seele, wenn diese Frau, die sich in Schmerzen windet, auch noch die eigene Mutter ist? Und all das in einer Umwelt, die gerade durch ein Erdbeben erschüttert wurde. Das Kind mußte die Gefühle verdrängen, aber manche Bilder blieben zweifellos in seinem Gedächtnis haften – von dem Zusammenhang getrennt.

Es bleibt offen, wieviel von dem Geschehen aus der frühen Kindheit ein Zuschauer in den Bildern Picassos wiedererkennen kann. Das soll keineswegs zu einem Programm gemacht werden. Ich wollte hier nur aufzeigen, daß auch ein so schweres Trauma wie ein Erdbeben nicht vollständig der Verdrängung anheimfallen muß und zur Darstellung in der Kunst gelangen kann, wenn das traumatisierte Kind, im Moment der Katastrophe, die Liebe und den Schutz seiner Eltern erfahren hat. Außerdem wollte ich darauf hinweisen, wieviel wir uns entgehen lassen, wenn wir diese Dimension der frühkindlichen Erlebnisse außer acht lassen.

Die Einsamkeit des Künstlers bleibt bestehen wie die Einsamkeit des Kindes: die Nachwelt kümmert sich nicht um seine Traumen, sondern nur um seine Leistung. Die Bilder können hohe Preise erzielen wie einst die Leistungen des Kindes. Je mehr die Bilder gepriesen werden, um so mehr bleibt der Künstler mit seiner Wahrheit allein, wie dies in der Basler Ausstellung so deutlich zu spüren war. Erdbeben in Malaga 1884? Wen kümmert das heute schon? Zeuge bei der Geburt der kleinen Schwester? Wer mußte das nicht auch erleben? Wenn man aber alles zusammennimmt, das Erdbeben und die Geburt, den Zustand der Eltern und der Stadt, die Erziehung zum Sehen und zum Schweigen –, ergibt sich eine ganz besondere Konstellation, die für dieses einzelne Individuum Pablo Picasso von unauslöschlicher Bedeutung war. Hätte Picasso nicht den Weg durch die Calle de la Victoria auf dem Arm des geliebten Vaters zurücklegen dürfen, wäre er vielleicht psychotisch geworden, oder er hätte das Trauma so total verdrängen müssen, daß er zu einem braven, zwanghaften Funktionär der Gesellschaft im Franco-System geworden wäre. Nur wäre es dann kein Zufall gewesen, wenn er sich besonders für die Herstellung von Waffen interessiert hätte, die ganze Städte auf einen Schlag zerstören können.

Die bergenden Arme des Vaters haben es dem kleinen Jungen ermöglicht, die frühe Erfahrung des Grauens optimal zu bewältigen. Dank diesem Schutz konnte er das Gesehene so speichern, daß er es immer wieder in neuen Formen in der Kunst auszudrücken vermochte. Es gelang ihm sowohl der Psychose als auch der totalen emotionalen Selbstentfremdung zu entgehen, wie sie das Leben vieler Menschen charakterisiert, obwohl er nicht nur mit drei Jahren, sondern bereits bei der Geburt ein sehr schweres Trauma erlitt. Die meisten Biographen berichten, daß seine Geburt mit großen Komplikationen verbunden gewesen sein soll, »man glaubte das Kind sei bereits tot zur Welt gekommen. Dies meinte jedenfalls die Hebamme, die kurz danach das Kind auf einen Tisch legte, um ihre Aufmerksamkeit ganz auf seine Mutter zu konzentrieren. Nur dank der Geistesgegenwart von Salvador, seinem Onkel, der Arzt war, erwachte das Kind.« (J. P.

J. Fabre 1981, S. 32) So war es auch Picasso nicht vergönnt, bei der Geburt von den Armen der Mutter empfangen zu werden, in ihnen Trost und Beruhigung nach dem überstandenen Kampf ums Leben zu finden und in diesem entscheidenden Moment Zärtlichkeit und Vertrauen zu speichern. Aber die spätere Zuwendung seiner Eltern, Tanten und Kusinen half ihm, den Schritt vom Tod zum Leben immer wieder neu zu vollziehen. Viele Zeitgenossen und Freunde Picassos erzählen übereinstimmend, daß er sich nur dann ganz lebendig fühlte, wenn er malte. Weil er beim Malen die Möglichkeit hatte, aus den tödlichen Zwängen der Leistung in die Freiheit der Eingebung, der Gefühle, der Impulse, das heißt ins Leben hinauszutreten.

Das Trauma der eigenen Geburt wurde mit dem Erdbeben, mit dem Entsetzen der Umgebung, der Nähe des Todes *und* der Geburt der Schwester aufs stärkste angemahnt. Doch die Erschütterungen legten sich, weil sich der Junge zu Hause wohl fühlte und spielen durfte. Erst durch die Disziplin und die Zwänge der Schule erwachten wieder die Ängste, zumal erneut eine Geburt, die der zweiten Schwester, an das eigene Trauma erinnerte. Das sehr intelligente Kind reagierte zuerst mit Lernschwierigkeiten und einer schweren Erkrankung. Aber dank der Liebe und der Unterstützung seiner Familie mußte es sich nicht aufgeben, es durfte gegen die stumpfen Zwänge rebellieren, und es gelang ihm sogar im damaligen Spanien, seine Bedürfnisse auszudrücken:

Wenn man ihn in die Schule brachte, verlangte Pablo vor allem von seinem Vater, daß er ein Lieblingsspielzeug mitnehmen durfte, sehr oft war es die Taube, die jenem als Modell diente. Und der Lehrer seiner Klasse (einer Kinderklasse) duldete es, daß Pablo seine Taube auf das Pult stellte und sie nach Lust und Laune zeichnete. Der kleine Junge zeigte sich in seinem Charakter so unabhängig und war so ungefügtig, daß er, wenn es ihm paßte, aufstand, zum Balkon ging und an die Glasscheibe klopfte, damit die Passanten es merken und irgendeiner ihn besuchen sollte. Sein Onkel Antonio Suarez Pizarro, der im Haus gegenüber wohnte, beobachtete ihn und besuchte ihn nach *einer* Stunde. Diese Zahl – ein oder eine – schien Picasso entsprechend dem, was man ihn lehrte, das kleinste Maß zu sein und sie wurde von ihm selbst verlangt ... Aber, wie lang erschien ihm das Warten, wie lang war eine Stunde! (**J. P. J. Fabre** 1981, S. 31)

Noch heute, hundert Jahre später, meinen die Eltern, sie müßten ihren kleinen Kindern Disziplin beibringen, damit diese in der Schule nicht »leiden« müssen, weil sie bereits an den Gehorsam gewöhnt sind. Glücklicherweise gibt es Kinder, die wie Picasso an der Sturheit leiden, weil sie sie nicht von zu Hause her kennen. Pablos Revolte gegen die Schule hat niemandem geschadet, auch wenn sie einigen Erwachsenen Kopfzerbrechen machte. Sie war der erste Schritt auf dem langen Weg des Künstlers, der ihn aus einengenden Konventionen in die Freiheit des Gestaltens, des Denkens und Fühlens führte.

3 Die toten Engelchen der Mutter und die engagierten Werke der Tochter

Käthe Kollwitz

Die folgenden Ausführungen entstanden anlässlich meiner Teilnahme an einem Gespräch über Käthe Kollwitz während der Ausstellung ihrer Werke in Zürich im Jahre 1981. Die Werke dieser Malerin haben mich nie in der Tiefe so angesprochen, daß ich von mir aus das Bedürfnis gehabt hätte, mich mit ihr auseinanderzusetzen. Für mich hängt die politische Wirkung und Kraft eines Werkes nicht von seiner bewußten Thematik ab. Es gibt Bilder, die in mir Auflehnung, Zorn und Kampfbereitschaft wecken können, ohne daß sie als politisch zu gelten brauchen. Doch beim Anblick der Bilder von Käthe Kollwitz sehe ich eher Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, aber keine politische Kraft.

Nachdem ich nun aber meine Mitarbeit dem Kunsthhaus zugesagt hatte, versuchte ich mir Klarheit darüber zu verschaffen, weshalb die Bilder so deprimiert und deprimierend auf mich wirken und weshalb so häufig in ihnen eine um ihr totes Kind trauernde Mutter vorzufinden ist. Die Kunsthistoriker finden dafür angeblich befriedigende Gründe, die mir aber nicht genügend einleuchten. So machen sie zum Beispiel geltend, daß die Malerin als Arztfrau sehr oft mit dieser Tragik konfrontiert wurde und daß sie selbst 1914 ihren Sohn Peter verlor, einige Tage nachdem er freiwillig und zu ihrem großen Stolz in den Krieg gezogen war.

Doch Käthe Kollwitz war vom Thema des Todes und des toten Kindes in den Armen der Mutter bereits viele Jahre vor dem Tode ihres eigenen Sohnes besessen. Die Annahme einer einfachen Kausalität fiel also aus, und doch schien mir ein schicksalhafter Zusammenhang nicht ausgeschlossen. Ich fing an, mich zu fragen, wie sich diese Tatsachen zueinander verhielten und ob sie nicht in einem größeren, umfassenderen Zusammenhang einen neuen Sinn ergeben könnten.

Bevor ich mich mit den Kindheitserinnerungen in Käthe Kollwitz' Tagebüchern befaßte, ging ich durch die Ausstellung und ließ die Inhalte auf mich wirken. Ich sah immer wieder ein totes Kind oder den personifizierten Tod, der kommt, um das Kind der Mutter zu entreißen, oder den Tod als Geliebten, als Tröster, als Freund, der sie von ihren lebenden, erschrockenen Kindern entführt. Ich sah auch den gewalttätigen Tod, der die Kinder überfällt. Dann sah ich traurige Gestalten, Gefangene, die mit Seilen gebunden waren, und Aufständische, deren Gesichter sehr selten Zorn, sehr oft aber Resignation und Hoffnungslosigkeit ausdrückten.

Ich verließ die Ausstellung mit vielen offenen Fragen, wie zum Beispiel diesen: Was für Bilder haben die Augen des Kindes Käthe Kollwitz in ihrer damaligen Umgebung aufgenommen und gespeichert? Wer ist die gebückte, verlorene, depressive Frau, die man fast auf allen Bildern zu sehen bekommt? Es kann nicht das Selbstbildnis einer Malerin sein, die so viele Ausdrucksmöglichkeiten hatte und so viel Kraft in ihrem Strich zeigte. Könnte die depressive, gebückte Frau auf den Bildern die Mutter von Käthe Kollwitz gewesen sein, die diese Ausdrucksmöglichkeiten *nicht* hatte? Welche Rolle spielte der Tod in der Kindheit der Malerin? Welche konkreten Erlebnisse verbinden sich mit der Vorstellung des Todes, wie ein Kind sie hat? Welche Rätsel hatte das Kind zu lösen? Mit diesen Fragen schlug ich schließlich das Tagebuch von Käthe Kollwitz auf.

Die Angaben über die Kindheit waren sehr aufschlußreich. Käthe Kollwitz wuchs in Königsberg auf, in einer Art religiöser Sekte, *Freie Gemeinde* genannt, die ihr Großvater mütterlicherseits gegründet und geleitet hatte. Nach seinem Tod übernahm Käthes

Vater diese Führung. Eine Mischung von Naivität, Zwang und Skrupelhaftigkeit des Vaters zeigen deutlich seine Aufzeichnungen. Käthe wurde dazu erzogen, Vorschriften und Gebote *wörtlich* zu befolgen und ihre Gefühle im Dienste der religiösen Werte, vor allem der Selbstbeherrschung, zu unterdrücken. Da sie ein sehr waches und temperamentvolles Kind gewesen war, verlangte ihre Erziehung offenbar strenge Maßnahmen und schwerwiegende Strafen. Die Zeichnerin beschreibt, daß sie zur Strafe für ihr Schreien lange eingesperrt und isoliert wurde, ohne daß jemand mit ihr ins Gespräch kam. Einmal sei sogar ein Nachtwächter von der Straße, durch das Schreien des Kindes beunruhigt, erschienen. Wie es so üblich ist, übernahmen die älteren Geschwister die Methoden der Eltern und erzogen das jüngste Kind mit ähnlichen Mitteln.

Auf Julie besinne ich mich aus jener Zeit wenig. Die Mutter erzählte später, daß sie ein sorgliches Kind gewesen sei, das, zwei Jahre jünger als Konrad, doch immer hinter ihm her gewesen sei, um ihn vor Unheil zu schützen. Schon damals begann ihr Bemuttern, gegen das wir uns später so auflehnten.

Die Mutter schickte sie und mich einmal zur Ernestine Castell. Als sie mit mir fortging, steckte sie aus der Dose ein Stück Zucker zu sich. »Warum?« fragte Tante Tina »Es der Käthe in den Mund zu werfen, wenn sie brüllen will.« Dies bockige Brüllen war gefürchtet. Ich konnte brüllen, daß es unerträglich war. Einmal muß es auch nachts gewesen sein, denn der Nachtwächter kam, um nachzusehen, was los sei. Ging die Mutter mit mir aus, so war sie froh, wenn ich nicht auf der Straße den Bock bekam und durch nichts zu bewegen war, weiterzugehen. Kam der Bock zu Hause über mich, so hatten die Eltern die Methode, mich allein in eine Stube zu sperren, bis ich mich ausgebrüllt hatte. Geschlagen wurden wir nie. (K. Kollwitz 1983, S. 18/19)

Die aufgestaute Wut führte zu körperlichen Symptomen, um deren Sinn sich niemand kümmern konnte.

Diese Bauchschmerzen waren Sammelbecken für körperliche und seelische Schmerzen. Damals begann wohl schon mein Gallenleiden. Ich ging tagelang elend und gelb im Gesicht herum und legte mich mit dem Bauch platt auf einen Stuhl, weil mir das wohl tat. Die Mutter wußte, daß sich unter Bauchschmerzen auch Kummer versteckte. Sie ließ mich aber dann neben sich sitzen, ganz dicht. (S. 18)

Käthe durfte bei der Mutter ganz dicht sitzen bleiben, aber brav und still und ja nichts von ihrem Kummer erzählen. Das führte zur Einsamkeit, zur Selbstbeschuldigung und zu depressiven Verstimmungen bereits in der Kindheit.

Im ganzen war ich ein stilles, schüchternes Kind und auch ein nervöses. Später traten an Stelle dieser Anfälle von Eigensinn, die sich in Gestrampel und Gebrüll äußerten, Verstimmungen, die Stunden und Tage anhalten konnten. Ich konnte es dann nicht über mich bringen, mit Worten die Verbindung mit den anderen aufrecht zu erhalten. Je mehr ich merkte, welche Last ich den anderen dadurch wurde, desto weniger konnte ich aus mir herauskommen. (S. 19)

Ich hatte das Bedürfnis, mich der Mutter anzuvertrauen, zu beichten. Da ich Lüge der Mutter gegenüber nicht kannte, auch nicht Ungehorsam, meinte ich, wenn ich täglich der Mutter Bericht über meinen Tag erstattete, würde ich an ihrem Mitwissen eine Stütze haben. Aber sie schwieg, und so schwieg ich auch. (S. 23)



Käthe Kollwitz: Wien stirbt! Rettet seine Kinder! (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

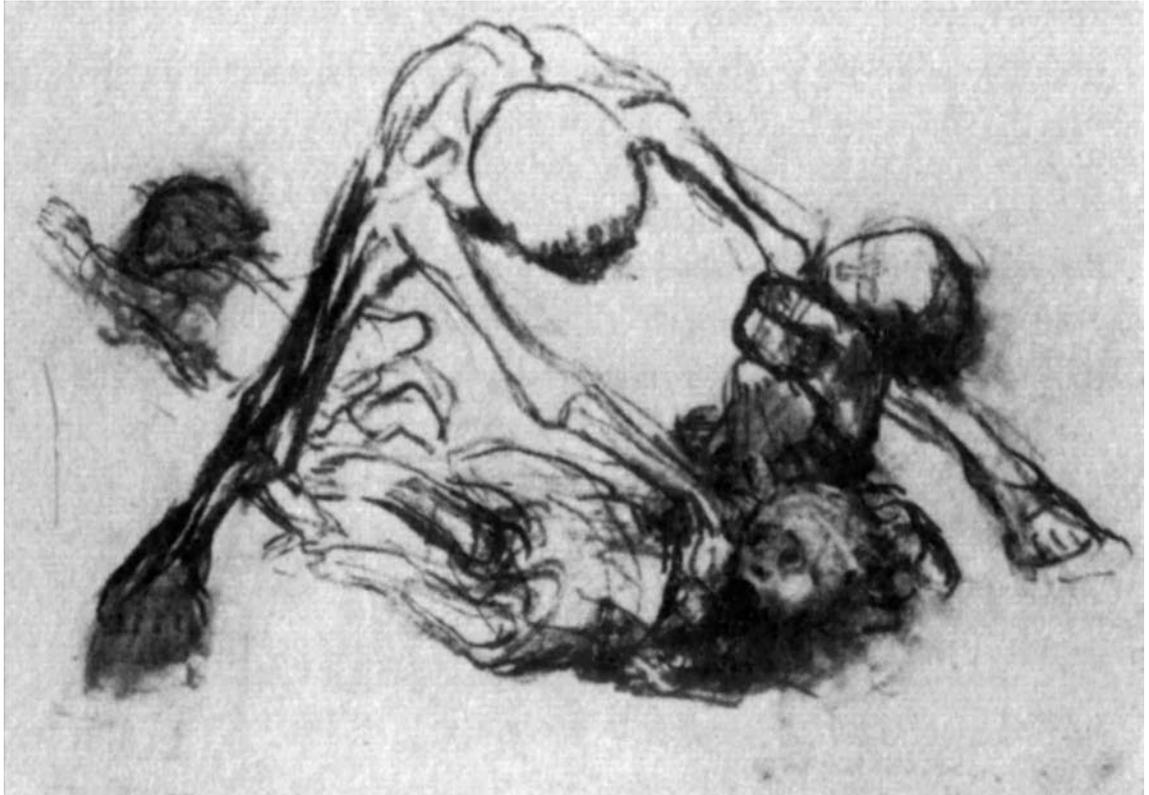
Es gibt ein Bild von ihr mit dem ersten Kind, das nach meinem Großvater Julius genannt war, auf dem Schoß. Es war das »Erstlings-Kind, das heilige«. Dies Kind verlor sie und das zweite danach. Wer das Bild ansieht, erkennt, daß sie als Rupps Tochter nie fassungslos im Schmerz gewesen ist. Aber das schwere Leid ihrer frühen Mutterzeit, dem sie sich nie hemmungslos hingeeben hat, hat wohl bewirkt, daß sie etwas von der Entferntheit der Madonna an sich gehabt hat. Vertraute, Kameradin, Genossin ist unsere Mutter uns nie gewesen. Aber wir liebten sie! (S. 20)

Die Liebe zu ihrer Mutter beschreibt Käthe Kollwitz als »besorgt und zärtlich«. Sie fürchtete oft, die Mutter könnte »verunglücken«, sich »verirrt haben«, »wahnsinnig werden« oder sterben. Manchmal wünschte sie, die Eltern wären schon tot »und ich hätte es hinter mir« (S. 21). Daß sie bei all ihren verzweifelten Versuchen, ihre wahren Gefühle zurückzuhalten, nicht nur unter körperlichen, sondern auch seelischen Symptomen litt, war nicht zu vermeiden. Sie berichtet:

Wann zuerst sich bei mir die nächtlichen Beängstigungen eingestellt haben, weiß ich nicht [...] Nachts quälten mich entsetzliche Träume. [...] Das war ein schlimmer Zustand, wenn die Gegenstände anfangen, kleiner zu werden. Wenn sie wuchsen, war es schon schlimm, wenn sie aber kleiner wurden, war es grauenvoll. Zustände gegenstandsloser Angst habe ich durch viele Jahre noch gekannt, sogar in München traten sie, aber geschwächt, noch auf. Ich hatte dauernd ein Gefühl, etwa als ob ich im luftleeren Raum wäre, oder als sänke ich oder schwinde hin. (S. 22)

Schon ihr Glaube an ihre Schuld und an den Wert der strengen Erziehungsmaßnahmen für das spätere Leben eines Menschen würde genügen, um die depressive Note von Käthe Kollwitz' Bildern zu erklären. Wenn es nämlich einem Kind verboten ist, seine wahren Gefühle, Beobachtungen und Gedanken auszudrücken, weil in seiner Umgebung nur die guten, lieben und gottgewollten Gedanken erlaubt sind, bleibt alles, was in dieser »braven« Welt keinen Platz hat, dem Tod geweiht. Käthe Kollwitz träumte auch oft in der Kindheit, daß sie tot sei, weil sie die unbequeme, intensive Seite ihres Wesens nicht leben durfte. Da ich die Depression als Folge solcher Abtötungsversuche verstehe, neigte ich zuerst dazu, die zahlreichen Darstellungen des Todes im graphischen Werk als einen symbolischen Ausdruck dieser Not zu begreifen. Mit der Zeit stellte es sich aber heraus, daß die Todesthematik in diesem Werk noch andere Determinanten hatte.

Käthe Kollwitz war das fünfte und letzte Kind ihrer Mutter, das am Leben blieb. Die ersten zwei starben sehr früh an Meningitis und das jüngste, sieben Jahre jünger als Käthe, starb einjährig, ebenfalls an Meningitis. Diese Information erhielt für mich ein großes Gewicht (vgl. **A. Miller** 1980, S. 215-217). Erfahrungsgemäß spielt der Tod eines Kindes, besonders des Erstgeborenen, im Leben der Mutter eine sehr wichtige Rolle. Es läßt sich nicht vermeiden, daß die Geburt jedes Kindes in den Eltern Wünsche weckt oder neu erweckt, die irgendwie mit der Wiedergutmachung der eigenen Kindheit im Zusammenhang stehen. Entweder wird im Kind der Ersatz für die vermißten guten Eltern gesucht: »Endlich eine Person, die sich um mich kümmern wird, mir Beachtung und Respekt entgegenbringen wird«, oder aber es wird in ihm das Kind, das man einst war, gesucht: »Jetzt werde ich jemanden haben, dem ich alles geben kann, das meine Eltern mir versagen mußten.« Stirbt das Kind sehr früh, bevor es durch seine Autonomiewünsche die Bedürfnisse der Eltern enttäuschte, kann dessen Idealisierung und damit seine zentrale Bedeutung für das ganze spätere Leben der Mutter erhalten bleiben. Oft findet keine eigentliche, zeitlich abgegrenzte Trauer statt, sondern die Hoffnungen werden an ein »Wenn« geknüpft. Wenn das Kind nur am Leben geblieben wäre, denken die Eltern, hätte es alle ihre Erwartungen erfüllt. So wird der Glaube an die Erfüllbarkeit aller aus ihrer eigenen Kindheit stammenden Hoffnungen an die Person dieses Kindes geknüpft, dessen Grab jahrzehntelang gepflegt und besucht wird.



Käthe Kollwitz: Der Tod greift in die Kinderschar (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

Dem verstorbenen Kind werden übermenschliche, ja göttliche Qualitäten zugeschrieben, und gleichzeitig wachsen im Schatten dieses Kultes die anderen Kinder heran. Diese müssen pflichtbewußt betreut und erzogen werden, damit sie ihre Unarten verlieren und in der Zukunft etwas taugen. Ihnen zuviel Zärtlichkeit zu zeigen wäre gefährlich, denn sie könnten durch zuviel Liebe verdorben werden. Zärtlichkeit und Zuneigung wollen angeblich im Interesse des Kindes gut dosiert sein. So fühlt sich die arme, gut erzogene Mutter ihren lebenden Kindern gegenüber verpflichtet, sie gut zu erziehen und deren wahren Gefühle zu unterdrücken. Nur beim toten Kind ist es anders, da dieses Kind nichts mehr von ihr braucht. Es weckt in ihr keine Minderwertigkeitsgefühle, keine Konflikte, keine Kränkungen und keinen Haß. Da sie nicht Angst haben muß, es durch ihre Liebe zu verwöhnen, fühlt sie sich an seinem Grab in ihrer Trauer echt und innerlich frei. Verglichen mit diesem Gefühl kann das Zusammensein mit den anderen Kindern zur Qual werden, weil diese, gemessen an der phantasierten Güte und Weisheit des verstorbenen Kindes, eindeutig Versager sind. Deren Lebendigkeit, deren Forderungen und Ansprüche können eine in ihr totes Kind verliebte Mutter spürbar verunsichern. Sie können in ihr Gefühle von Ohnmacht und Verzweiflung auslösen, wenn sie ihre Erziehungsprinzipien in Frage stellen.

Das heißt nicht, daß sich diese Mutter den Tod ihrer Kinder bewußt wünscht, ganz im Gegenteil, sie ist sogar ängstlich darum besorgt, daß ihnen nichts passiert, malt ihnen die ständigen Gefahren aus und behält damit scheinbar recht, denn es ist bereits etwas so Schlimmes in ihrem Leben passiert. Sie muß ihre Kinder immer unter Aufsicht haben, quält sie mit ihrer Kontrolle und schränkt sie in ihrer Freiheit ein. Daß sie selbst dabei ihre Lebendigkeit und Spontaneität längst eingebüßt hat und in ihren Depressionen im Grunde dem Tode dient, ist nicht zu vermeiden.

So könnte man sich etwa das Schicksal der Mutter von Käthe Kollwitz vorstellen. Wie sah aber die ganze Situation aus der Perspektive des Kindes aus? Die mütterliche Sorge um das physische Überleben ihrer Kinder begleitete Käthe beim Spielen unentwegt. In ihren Erinnerungen erwähnt sie eine Grube, in der man »blind werden sollte«, wenn

man hineinfallen würde. So muß sie die Warnungen ihrer Mutter aufgenommen haben. Gleichzeitig aber war sie ständig bemüht, die Erziehungswünsche ihrer Eltern zu befriedigen und endlich ein ruhiges, braves, kritikloses, ja seelisch totes Mädchen zu werden. Auch ohne tote Geschwister wird ein solches Bemühen die depressive Komponente des Kindes verstärken, weil die Depression den Verlust der Lebendigkeit signalisiert (vgl. **A. Miller** 1979, S. 17-53). Wenn aber, wie im Falle Käthe Kollwitz, drei tote Geschwister das Vorbild darstellen, wenn gerade an ihnen sichtbar wird, über welche Reserven an Liebesfähigkeit die eigene Mutter angeblich verfügt, wird das Kind alles, was in seiner Macht steht, tun, es wird opferwillig alle seine Gefühle abtöten, um sich doch einmal der Liebe der Mutter »würdig« zu erweisen. So bekommt der um den Preis der Depression erkaufte seelische Tod eine doppelte Bedeutung: Er verheißt die unbedingte, uneingeschränkte Liebe der Mutter, wie man sie nur aus Beobachtung kennt, und er befriedigt die Todessehnsucht der Mutter, deren verklärtes, weiches, ja beinahe glückliches Gesicht man nur vom Friedhof kennt.



Käthe Kollwitz: Frau vertraut sich dem Tod an (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

An diesem Punkt war ich mit meinen Gedanken angelangt, als ich noch einmal die Graphikausstellung im Zürcher Kunsthaus besuchte. Nun hatte ich das Gefühl, daß ich meinen ganz persönlichen, wenn man so will, rein subjektiven Schlüssel zu diesen Bildern gefunden habe. Denn was mir vorher starr und schwer einfühlbar erschien, bekam nun Leben und Bedeutung. Und meine auf Grund der Biographie aufgestellten Hypothesen fanden hier eine volle Bestätigung in Bildern.

Auf einem Bild streckt die Mutter ihre Hand aus, um den Tod zu empfangen, von dem man nur seine rechte Hand sieht. An ihre Rockfalten klammern sich zwei kleine Kinder mit erschrockenen Gesichtern, deren Ausdruck in einem auffallenden Gegensatz zum Gesichtsausdruck der Mutter steht. Der Ausdruck und die Handbewegung der Mutter sind ruhig und konventionell freundlich, etwa so, als ob sie einem vertrauten Menschen, einem Freund oder Nachbarn und nicht dem Tod die Tür geöffnet hätte mit den Worten: »Guten Abend, Herr Schmidt, kommen Sie doch bitte herein.«

Das Thema »Mutter mit dem toten Kind« taucht in verschiedenen Variationen immer wieder auf. Daneben aber zeigt sich der Tod auch als Erlöser (der das Kind aus der Position des getadelten in die des geliebten Kindes rettet), als Tröster (wie es das Grab für die Mutter war) und als Geliebter. So mußte sich das Kind den Tod vorstellen, phantasierte ich, wenn es die Mutter von ihm sprechen hörte und ihr Gesicht sah. Jetzt schien es mir auch klar, daß die gebückte, leblose Frau, die man immer wieder, auch in Gruppendarstellungen sah, nicht Käthe Kollwitz war, sondern ihre Mutter in den Augen eines ihrer lebenden Kinder. Ich fing auch an zu begreifen, warum die Gruppenszenen so viel Resignation und Hoffnungslosigkeit ausstrahlten und den echten Zorn vermissen ließen, den man von ihrem Thema her erwartet hätte: dem Kind Käthe Kollwitz drohten schon sehr früh Strafen, wenn es einmal seinen Zorn zeigte. Das zornige Kind Käthe ist eigentlich das *tote* Kind, das sie beweint.

Die erwachsene Frau spürt überall das Unrecht der Unterdrückung, des Gefangenseins, der Ausbeutung, aber ihr Schrei darf nicht ertönen, wie er in der Kindheit nicht ertönen durfte. Ihr Sozialismus ist kein revolutionärer Schritt, ihr Vater, ihr Bruder und ihr Mann waren schon Sozialisten. Wenn sie es auch ist, steht sie keineswegs im Widerstand zur Familie, sondern im Einklang mit ihr. Auch in der frommen Umgebung ihrer Kindheit versuchte sie fromm zu bleiben. Von dieser Abhängigkeit hat sie sich nie befreit. Ihre Bilder drücken die Hoffnungslosigkeit und Resignation eines Menschen aus, der seine starken, für die Umgebung unbequemen Gefühle nicht artikulieren durfte. Und weil ihnen die Erfahrung des Zornes fehlt, spricht aus ihnen nicht Trauer, sondern Depression. Auch die übermenschlich große Figur der trauernden Mutter über Peters Grab zeigt diese gebückte, depressive Haltung, aber nicht Schmerz. Der Vater drückt in Käthe Kollwitz' Bildern kaum etwas anderes aus als Selbstbeherrschung.

Da ich mir auf meine Weise meine Fragen beantworten konnte, hatte ich kein Bedürfnis mehr, das Leben dieser Künstlerin in allen Einzelheiten zu verfolgen. Ihr Tagebuch, aus dem ich nur die Erinnerungen über die Kindheit gelesen hatte, wollte ich gerade in die Bibliothek zurückschicken, als mein Auge auf eine Stelle fiel, die meine Vermutungen bestätigte. In den Erinnerungen an die Mutter las ich:

Oft auch spricht sie von dem ersten Kindchen, das nach einem Jahr starb. [...] Der Tod des ersten Kindes ist doch wohl das Stärkste in ihrem Leben gewesen, darum ist er jetzt nach 55 Jahren noch gegenwärtig. (S. 34)

Und eine Seite weiter hieß es noch deutlicher:

Daß ihr eignes Kind jetzt tot ist, empfindet sie wie durch einen Schleier. Sie sieht die Bilder ihrer Kinderchen an, spricht mit zärtlicher Stimme von den »Kinderchen«, bekommt nasse Augen, wenn sie

vom ersten gestorbenen spricht. Das ist fast 60 Jahre her, sie kann noch nicht von ihm sprechen, ohne gerührt zu sein – und Julie stirbt und sie faßt es nur momentweise. (S. 36)

Die Mutter bekommt nasse Augen, wenn sie an ihr vor so vielen Jahrzehnten verstorbenes Kind denkt. Eine andere Tochter stirbt gerade, aber diese Tatsache dringt kaum in ihr Bewußtsein. Und im Schatten dieser Mutter lebte Käthe Kollwitz und malte ihre Bilder vom toten Kind, die die Nachwelt einzig als Ausdruck ihres sozialen und politischen Engagements verstanden haben möchte.



Käthe Kollwitz: Sitzende Frau (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

4 Lachsalven bei Kindesmißhandlungen und die Kunst der Selbstbeherrschung

Buster Keaton

Buster Keaton, ein berühmter Komiker der 20er und 30er Jahre, konnte mit seinen Streichen die Zuschauer zu Lachsalven hinreißen, ohne selbst dabei das Gesicht zu verziehen. Ich kann mich erinnern, daß mich als Kind diese Diskrepanz beschäftigte und daß ich all die Streiche nicht lustig finden konnte, wenn ich zugleich dieses traurige Gesicht anschauen mußte. Nun stieß ich zufällig auf seine Biographie (W. Tichy 1983) und fand dort die Erklärung für mein Unbehagen. Bereits mit drei Jahren begleitete Buster Keaton seine Eltern, die fahrende Künstler waren, auf der Bühne und verhalf ihnen zu Ruhm, indem er sich vor dem Publikum von ihnen schwer mißhandeln ließ, ohne dabei mit der Wimper zu zucken. Das Publikum kreischte vor Vergnügen, und wenn Behörden wegen der erlittenen körperlichen Verletzungen eingreifen wollten, spielte die Familie bereits in einer anderen Stadt. Keatons eigene Worte schildern seine Situation deutlich genug, aber sie schildern nur die *Fakten*, deren Bedeutung ihm ganz verborgen blieb. Daß dies so war, läßt sich aus der folgenden Stelle ablesen.

Meine Eltern waren mein erster Glückstreffer. Ich kann mich an kein einziges Mal erinnern, daß sie sich wegen Geld oder irgend etwas anderem gestritten hätten, während ich heranwuchs ... Seit meinem zehnten Geburtstag haben sowohl sie als auch alle anderen, die mit uns auftraten, mich nicht als kleinen Jungen behandelt, sondern als Erwachsenen und vollgültigen Artisten. (S. 17, Hervorhebung AM)

Hätte Buster Keaton spüren dürfen, daß ihn die Eltern schamlos ausgebeutet hatten, zudem nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele brutal verstümmelten, er hätte sicher nicht sein Leben damit verbracht, andere Leute zu amüsieren, wenn ihm nicht zum Lachen war. Wie er zu dem geworden ist, was er schließlich war, zeigen die folgenden Stellen:

[...] einem Kind, das hinter der Bühne geboren wurde, schmieren die Eltern Schminke ins Gesicht, sobald es laufen kann ... manchmal nur aus Spaß, zum eigenen Vergnügen, oder um zu sehen, ob das Kind schon Publikum verträgt ... Mein Vater zog mir ulkige Sachen an, ähnliche wie die, die er selbst trug. Ich hatte also von Anfang an große Hosen und Schuhe. Sie setzten mich ein, als ich ungefähr drei war, zunächst in Matinéés. Als ich gerade vier war, sagte ein Theaterbesitzer: »Wenn ihr ihn in der Abendvorstellung einsetzt, kriegt ihr 10 Dollar mehr« ... Von da an war ich dabei, für 10 Dollar pro Woche ... Meine erste bezahlte Woche war also 1899. (S. 15)

Ich ... erschien vor den verschiedensten Kommissionen, in manchen Städten sogar vor dem Bürgermeister. In zwei Staaten sah mich der Gouverneur persönlich genau an, ob ich von meiner Bühnenarbeit Verletzungen davongetragen hatte.

Manchmal wurde mein Auftreten verboten, aber da unsere Engagements nie lange dauerten, spielten wir bald darauf in einer anderen Stadt, wo die Gesetze weniger streng waren. In den meisten Städten und Staaten verboten die Gesetze ausdrücklich, daß ein Kind unter sechzehn jonglierte, auf dem Seil tanzte oder andere Arten von Akro-

batik praktizierte. Dies bot mir ein Schlupfloch, denn ich war kein Akrobat. Ich tat nichts außer zu dulden, daß ich herumgestoßen wurde. Wenn ich das Theater verließ, trug ich lange Hosen, einen Derby-Hut und einen Stock. So täuschte man manche, die mich für einen Zwerg hielten. (S. 16)



Buster Keaton mit seinen Eltern

In dieser rauhen Nummer schlugen mein Vater und ich uns immer mit Besen, was mich zu merkwürdigen Purzelbäumen und Stürzen veranlaßte. **Wenn ich einmal grinste, war der nächste Schlag ein gutes Stück härter.** All meine elterliche Erziehung, die ich je erhielt, fand vor interessiertem Publikum statt. Ich konnte **nicht einmal winseln.** Als ich älter war, fand ich dann selbst heraus, daß ich nicht zu den Komikern gehörte, die mit einem Publikum scherzen und lachen können. Mein Publikum muß **über mich lachen.** (S. 17)



Buster Keaton mit seinen Eltern

Eines der ersten Dinge, die ich **herausfand**, war der Umstand, daß das Publikum jedesmal, wenn ich grinste oder mir anmerken ließ, **wie sehr das Spaß machte, nicht so stark lachte wie gewöhnlich**. Ich vermute, die Leute erwarten einfach nicht, daß sich ein menschlicher Mop, Spüllappen, Bohnensack oder Fußball über das freut, was ihm geschieht. [...] Wenn mich etwas kitzelte und ich zu grinsen anfang, zischte mein Alter: »Gesicht! Gesicht!« Das hieß: »Mund einfrieren«. Je länger ich das aushielt, um so eher war es wahrscheinlich, daß mein ausdrucksloses Gesicht oder mein starrer Mund das Gelächter noch verdoppelten. Er war stets hinter mir her und ließ nie nach, **und in wenigen Jahren war es automatisch**. Wann immer ich auf die Bühne oder vor die Kamera ging, konnte ich einfach nicht lächeln. Bis heute nicht. (S. 17, Hervorhebungen AM)

Angesichts der ungebrochenen Idealisierung der eigenen Eltern wird wohl kaum jemand zweifeln können, daß sich die von Buster Keaton selbst beschriebenen Szenen wirklich abgespielt haben. Niemand könnte einen solchen Horror erfinden, und schon gar nicht ein Kind, das beteuert, eine ideale Kindheit gehabt zu haben. Aber die *Bedeutung* dieser Szenen für sein ganzes Leben und für seine »Kunst« entging ihm vollständig. Sie entgeht auch dem Biographen, der, nachdem er selbst die Fakten zusammengetragen hat, schreibt:

Sicher ist, daß Keatons Eltern ihren Sohn nicht weniger liebten als andere und ihn so behandelten, wie sie dies im allseitigen Interesse subjektiv für richtig hielten. (S. 16, Hervorhebung AM)

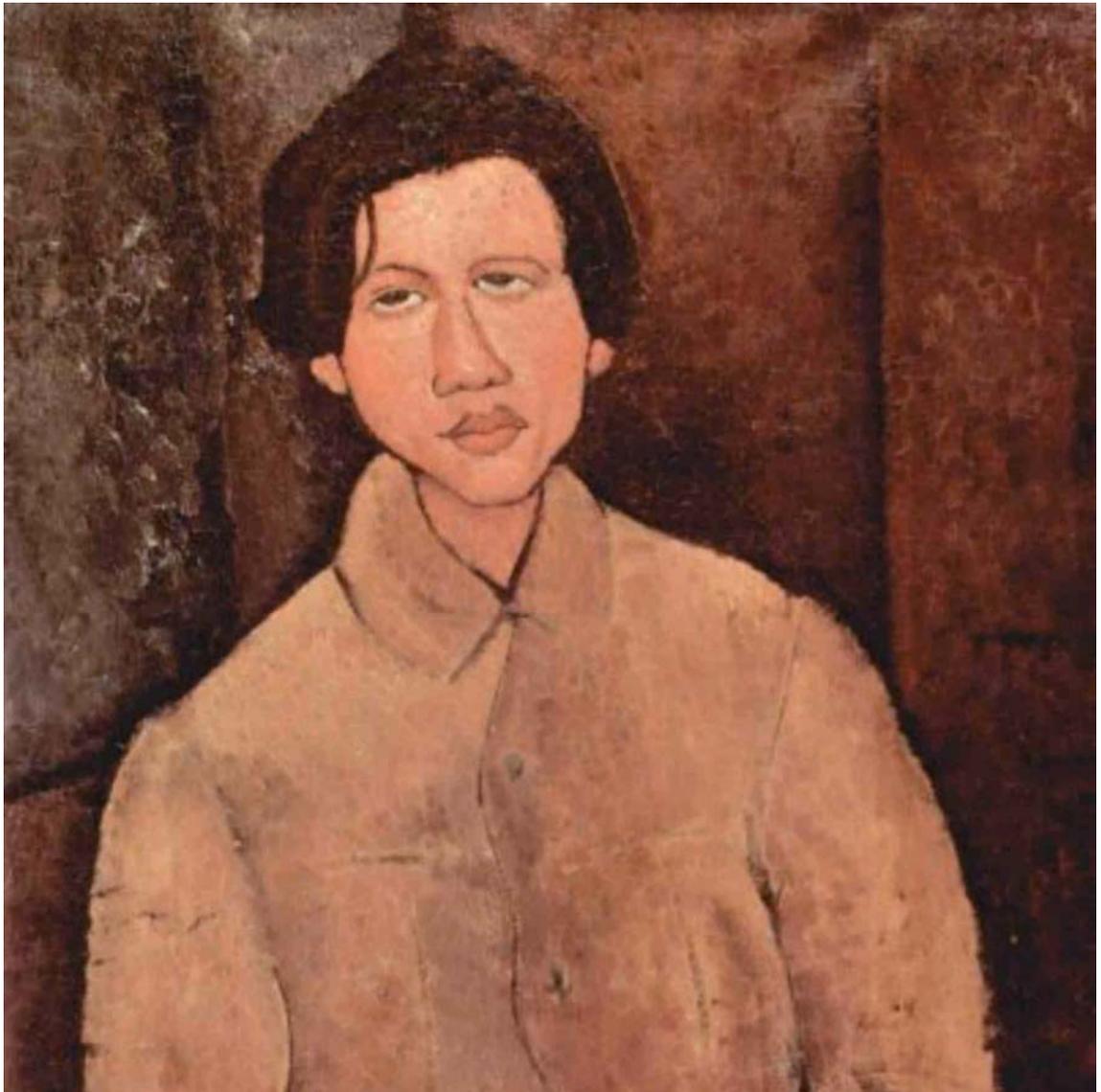
Der gleiche Biograph berichtet über zahlreiche körperliche Verstümmelungen, die der Vater dem Kind zufügte und von denen er sogar prahlend erzählte, stolz, daß sein Sohn all dies ohne Wehleidigkeit überstanden hat.

Trotz der Erinnerung an die Fakten ist das ganze Trauma der Mißhandlung und Entwürdigung für Buster Keaton zweifellos verdrängt geblieben. *Deshalb* mußte er sein Trauma unzählige Male wiederholen, ohne es je gefühlt zu haben, denn die frühe Lektion, daß seine Gefühle verboten sind und ignoriert werden sollen, blieb für ihn wirksam.

Kinder, die ebenfalls solche Lektionen gelernt haben mußten, sind mir in Cafés und Bars einer Kleinstadt aufgefallen. Sie starrten stumpf vor sich hin, mit der Zigarette in der Hand, mit etwas Alkohol im Glas, wenn das Geld dafür reichte, und bissen an ihren Fingernägeln. Alkohol, Zigaretten, Nägelbeißen – all das dient dem gleichen Zweck: um jeden Preis soll verhindert werden, daß Gefühle auftauchen, weil diese Kinder nicht lernen durften, Gefühle zu leben, mit ihnen umzugehen und sie zu verstehen. Sie fürchten Gefühle wie den Teufel und können doch nicht ganz ohne sie leben, also täuschen sie sich vor, der Rausch in der Diskothek unter dem Einfluß der Droge könne für all das herhalten, was sie verloren haben. Aber diese Rechnung geht nicht auf, die um ihre Gefühle betrogenen Kinder fangen an, Häuser auszurauben, Güter zu zerstören und Gefühle anderer und deren Rechte zu ignorieren. Sie wissen nicht, daß man einst das gleiche mit ihnen getan hat: ihre Seele ausgeraubt, ihre Gefühle zerstört, ihre Rechte mißachtet und sich an ihnen, den unschuldigen Opfern, für die einst erlittenen Demütigungen schadlos gehalten hatte. Weil ein Kind keine Rechte hat.

Auch die Gesellschaft weiß es nicht. Sie steckt diese Jugendlichen in Besserungsanstalten, in denen sie ihre Zerstörungsmethoden auf Kosten der anderen perfektionieren können, aber auch indem sie sich selbst weiter zerstören. Man hört heute häufig die Meinung, der Vandalismus hätte zugenommen, die Jugend wäre früher nicht so gewalttätig, rücksichtslos und brutal gewesen wie heute. Es ist schwer zu sagen, ob dies tatsächlich zutrifft, weil heute bestimmte Formen von staatlich organisierter Brutalität, wie zum Beispiel der Krieg, zumindest in Europa ausfallen. Aber wenn es tatsächlich so ist, daß

die Haltlosigkeit der Jugend zunimmt, dann frage ich mich, ob dies nicht etwas mit der fortschreitenden Technisierung der Geburtspraxis und der Manipulation des Babys mit Hilfe von Medikamenten zu tun hat, die es dem Kind von Anfang an verunmöglichen, seine Gefühle zu leben und sich an ihnen zu orientieren. Zwischen einem mit Beruhigungstropfen ruhiggestellten Säugling, der in seinem späteren Leben keine besseren Erfahrungen machen konnte, und dem Jugendlichen in der Bar, wie ich ihn oben beschrieb, sehe ich einen direkten Zusammenhang.



Chaim Soutine: Selbstbildnis (Ausschnitt; geklaut von <http://www.oil-painting-portrait.com/>)

5 Despot oder Künstler?

Vor etwa fünf Jahren besuchte ich eine Ausstellung der Bilder von Chaim Soutine. Ich fühlte mich schon früher von diesem Maler sehr angezogen und hatte stets den Eindruck, daß hier eine große Intensität zum Ausdruck kam, die unverkennbar ihre Wurzeln im Leid der Kindheit haben mußte. Die Ausstellung bestätigte meinen Eindruck und lieferte mir auch eine wichtige Information. Neben den vielen Porträts waren hier auch zahlreiche Landschaften zu sehen, die ich zunächst gar nicht beachtete, weil mich vor allem die Menschen, die merkwürdigen, verbogenen, gequälten Gestalten so stark in ihren Bann zogen. Als ich mich dann doch den Häusern, Plätzen, Straßen zuwandte, fiel mir auf, daß sie aussahen, als würden sie zittern.

Aus dem Katalog erfuhr ich, daß Soutine ein russischer Jude war, der 1943 in Paris starb. Ich stellte mir die Frage, ob diese Situation der extremen Bedrohung durch die Endlösung Soutine dazu motivierte oder sogar zwang, das Auseinanderfallen, das Beben der Welt zu malen. Da fiel mir Kafka ein und meine bei ihm gemachte Entdeckung, daß Visionen der Zukunft etwas mit den frühesten Erfahrungen zu tun haben und daß die verdrängten Leiden der Kindheit der Darstellung eines Künstlers eine starke Intensität und Aussagekraft verleihen können, ohne daß er selbst weiß, was er zum Ausdruck bringt (vgl. **A. Miller 1981**, S. 307 ff.). Plötzlich mußte ich mich fragen, wie es wohl einem kleinen Kind ergeht, das geschlagen wird, übers Knie gelegt wird, mit dem Kopf nach unten, so daß es die Welt verkehrt sieht. Und diese verkehrte Welt zittert, denn bei jedem Schlag erbebt sein Körper. So etwa erlebte ich Soutines Bilder, noch bevor ich aus dem Katalog erfuhr, daß Soutine von seinen beiden Eltern häufig blutig geschlagen wurde und mit regelrechter Verfolgung rechnen mußte, weil er so gerne zeichnete, was bei den orthodoxen Juden verboten war. Der Biograph, der diese Angaben machte, maß ihnen keine Bedeutung zu und vertrat die These, daß Soutine ein »narzißtischer und nekrophiler Charakter« gewesen sei und daher den Tod darzustellen liebte. Im Katalog fand sich folgende Stelle:

Das litauische Dorf, in dem er als zehntes Kind des Dorfschneiders geboren wurde, war absolut ohne jede Kultur. Schon der Gedanke, Bilder zu malen, war in einer solch orthodoxen Gemeinde ketzerisch, und von Anfang an wurde Soutine deutlich gemacht, daß er sündigte: »Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.« Sein Ringen um Wege, dieses zweite Gebot zu brechen, ist Teil seiner Legende: Er stahl sich etwas aus dem Haushalt, um einen Buntstift zu kaufen, und wurde zur Strafe in den Keller gesperrt; er machte eine Zeichnung vom Dorfirren und bat dann den Rabbi, ihm Modell zu sitzen. Die Nachwirkungen lesen sich wie eine Parabel: Der Sohn des Rabbis prügelte ihn heftig, der Rabbi zahlte Soutines Mutter für die Verletzungen, und mit diesem Geld konnte Soutine Smilowitschi verlassen, um an einer Kunstschule zu studieren. (**A. Forge 1967**, S. 7)

Die Information über Soutines Kindheitstraumen brachte mich erneut zu der Frage, warum nicht alle geschlagenen Kinder zu Monstern wie Adolf Hitler werden, warum die einen zu brutalen, gefühllosen Verbrechern heranwachsen und die anderen zu hochsensiblen Menschen, zu Malern und Dichtern, die fähig sind, das Leiden zum Ausdruck zu bringen. Es fiel mir auf, daß in Soutines Geschichte die Gegenwart des helfenden Zeugen zu erkennen ist, der die Wahrnehmungen des Kindes bestätigt und ihm auf diese Weise erst die Erkenntnis ermöglicht, daß ihm ein Unrecht zugefügt wurde.



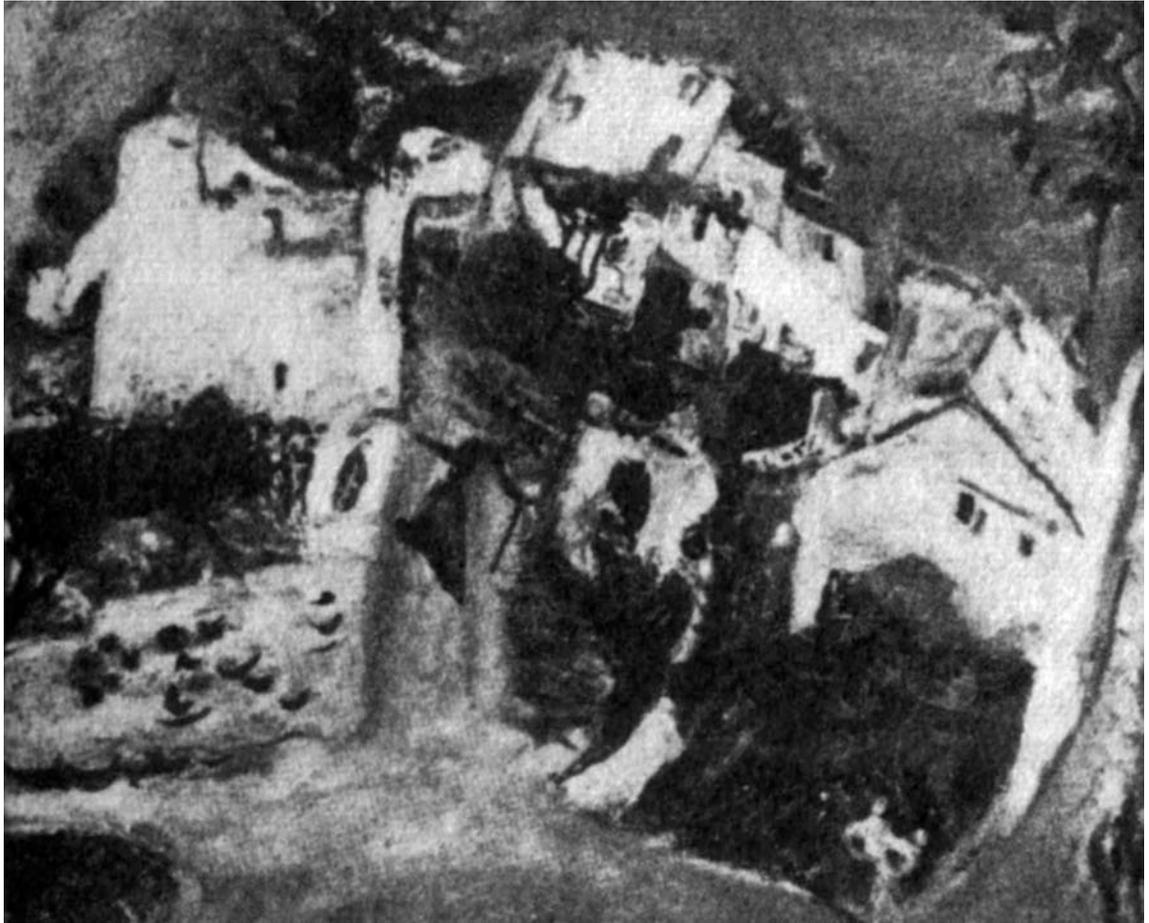
Chaim Soutine: Maternité (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)



Chaim Soutine: Landschaft (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)



Chaim Soutine: Landschaft mit Häusern (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

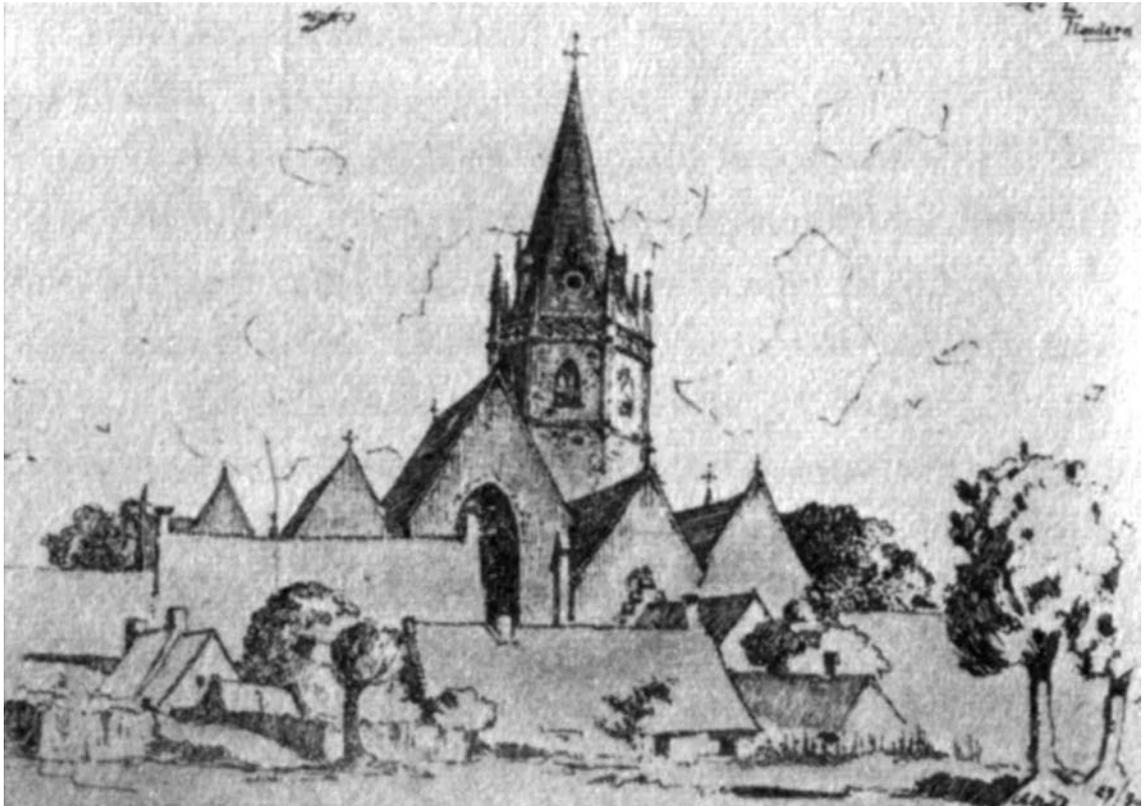


Chaim Soutine: Landschaft, Cagnes (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

Häufig fragen mich Männer verschiedener Berufe, weshalb sie nicht wie Hitler geworden sind, sondern als mehr oder weniger friedliche Ärzte, Juristen, Professoren leben, obwohl sie doch in der Kindheit wie Hitler täglich geschlagen wurden. Mit dieser Frage wollen sie gegen meine These argumentieren, daß eine brutale, gefühllose und durchwegs destruktive Behandlung des Kindes nicht zufällig, sondern notwendig Monster produziert. In all diesen Fällen erkundige ich mich nach Einzelheiten aus der Kindheit, und bei näherer Betrachtung stellt es sich in *jedem* Fall heraus, daß einzelne Zeugen vorhanden waren, die dem Kind ein Stück weit das Erlebnis von Gefühlen ermöglichten. In Adolf Hitlers Kindheit fehlte ein solcher ausgleichender Zeuge vollständig. Ich habe die Struktur seiner Familie mehrmals mit einem totalitären Regime verglichen, wo es keine Rekursmöglichkeit gegen die Staatspolizei gibt. (vgl. **A. Miller** 1980, S. 169 ff.)

Die Willkür des Vaters und seine Macht war für das Kind die herrschende Rechtsinstanz, eine andere gab es nicht. Wie genau Adolf Hitler dieses System verinnerlichte, zeigte er im Dritten Reich. Es gab keine humane Überlegung und kein Gefühl, die seiner Grausamkeit Grenzen gesetzt hätten, als er selbst an der Macht war. Genauso wurde er erzogen. Was auch immer die Eltern für angebracht hielten und beschlossen, wurde erbarmungslos mit allen Mitteln der Gewalt durchgesetzt. Das Kind durfte niemals an der Richtigkeit dieser Beschlüsse zweifeln, das hätte unerträgliche Folter zur Folge gehabt. Genausowenig konnte ein gewöhnlicher Bürger im Dritten Reich einen Beschluß des Staates oder der Gestapo in Frage stellen. Folterungen und Tod waren die unausweichliche Antwort darauf, wenn er es dennoch tat. Die brutale Gewalt als einzige und höchste Macht, die zudem mit einer »Rechtgebung« für »Ordnung« und angebliche »Legalität« der ausgeführten Verbrechen sorgte, war ebenfalls der Struktur der eigenen Familie entlehnt, wo alles doch im Namen der guten Erziehung geschah: die Abtötung

der Gefühle und die Unterdrückung aller Bedürfnisse des Kindes, ja beinahe jeder menschlichen Regung.



Adolf Hitler: Eine Kirche in Flandern (Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin)

Hitlers Raserei gegen die »entartete Kunst« zeigt ebenfalls, was ihm selbst widerfahren ist: Weil Farben im Menschen Gefühle wecken, mußte Hitler sie verbieten. Farben waren gefährlich, verpönt, beinahe jüdisch. Ebenfalls die unklaren Linien, die zum Phantasieren anregen. Alles Lebendige mußte im Keim ausgerottet werden, so gründlich, wie es in seinem Elternhaus mit dem Kind geschehen war. Eine Abiturientin ist den Ähnlichkeiten zwischen Hitlers Erziehung und der Idee der »entarteten Kunst« im einzelnen nachgegangen. Sie stützte sich auf meine Bücher und brachte mit Hilfe der Bilder, auch von Hitlers Hand, sehr überzeugende Beweise für die These, daß Hitlers Kampf gegen die moderne Kunst die Zerstörung des Lebens fortsetzte, die in seinem Elternhaus begann. (**G. Bednarz**, unveröffentl. Ms.)

Die Endlösung, das Euthanasiegesetz, die Idee der entarteten Kunst sind nur einige Beispiele für die Weiterführung des Zerstörungswerkes an einem Kind. Seine Helfer folgten dem Führer ohne Bedenken, weil auch für sie dieses System der Gewalt und des Gehorsams seit jeher das einzig richtige, wohlvertraute und nie angezweifelte war. Um Grausamkeit zu bekämpfen, muß man sie zuerst überhaupt wahrnehmen können. Wenn in der ganzen Kindheit, wie im Falle Hitlers und seiner nächsten Anhänger, jede Alternative zu Härte, Gewalt, sturer Machtausübung und Kälte fehlt, wenn jede Art von Schwäche, Zärtlichkeit, Lebendigkeit verachtet wird, wird die ausgeübte Gewalt als vollkommen richtig empfunden. Das Kind glaubt, es hätte die Schläge verdient, idealisiert die Verfolger und sucht sich später Projektionsflächen, um auf andere Menschen oder Völker seine vermeintliche Schuld zur eigenen Entlastung abzuladen. So wird es selbst schuldig.

Ein Künstler wie Soutine konnte unmöglich aus einem derart zerstörerischen totalitären Regime hervorgegangen sein. Schon der Umstand, daß der Junge eine Geldentschädigung für die Schläge erhalten hat und daß die Mutter sie ihm aushändigte, zeigt, daß in seiner Kindheit trotz der primitiven Verhältnisse doch irgendwo noch jemand da war,

der ihm half, einen Sinn für Gerechtigkeit zu entwickeln. So mußte er sich nicht selbst für das erlittene Leiden beschuldigen, geschweige denn diese Schuld später global auf andere abladen. Dank dem Sühnegeld konnte sich Soutine sogar den heißersehten Wunsch erfüllen, Zeichenstunden zu nehmen und später Maler zu werden.

Doch zwischen Chaim Soutines und Adolf Hitlers Kindheit mußten noch andere Unterschiede vorhanden gewesen sein. Obwohl beide geschlagene Kinder waren und für ihren Wunsch, Künstler zu werden, schwer gestraft wurden, ist es völlig undenkbar, daß ein Mensch wie Adolf Hitler in der Familie eines armen jüdischen Schneiders in Odessa hätte aufwachsen können. Ebenso undenkbar ist, daß der Maler Soutine sein differenziertes Farbempfinden und seine Fähigkeit, Leiden auszudrücken, als Sohn eines Alois Hitler in Braunau hätte entwickeln können. Die Lebensfeindlichkeit und Zerstörungsmacht der Familie Hitler spricht aus allen Dokumenten, die in Fülle vorhanden sind. Deren Aussagekraft ist inzwischen einem weiten Publikum durch ein Theaterstück zugänglich gemacht worden, das anhand vieler Beispiele zeigt, wie jede Freude am Spiel, an Einfällen, am Erfinden durch die Ausrichtung auf Gehorsam, Drill und Sturheit im Keim erstickt wurden. (vgl. **N. Radström**, 1985)

Der Maler Soutine ist nicht in einer derartigen emotionalen Wüste aufgewachsen. Seine Erziehung war auf jeden Fall weniger systematisch und konsequent, weniger auf Gehorsam ausgerichtet, denn die jüdischen Väter in Europa waren nicht auf Härte und Brutalität gedrillt. Sie waren nicht wie die deutschen Väter gezwungen, die weiche und hilflose Seite in sich von Kind auf zu unterdrücken. Es war ganz natürlich, kleine Kinder zu küssen und zu liebkosen, und nie wurde dies als »Affenliebe« bezeichnet.

Deshalb durften Kinder jüdischer Väter wohl eher Zärtlichkeit empfangen, was zweifellos zur Relativierung ihrer Verletzungen beigetragen hat. Dank dieser Zärtlichkeit und affektiven Zuwendung kann das Kind überhaupt ein Gefühl von Lust erleben, die ihm zeigt, was Leben ist und daß es sich lohnt, um die Lebendigkeit zu kämpfen. Diese Lust ist anderer Art als die Lust an Tierquälereien, an denen ein gequältes Kind die erlittenen Demütigungen abreagieren kann. Auch wenn ein Kind keine selbstlose, verantwortungsvolle, bergende und schützende Liebe erfährt – dank der körperlichen Nähe, dank Liebkosungen, dank der affektiven Zuwendung können in ihm Gefühle entstehen, Gefühle wie Sehnsucht, Schmerz, Einsamkeit, Empörung, Zorn, aber auch Freude an der Natur, am eigenen Körper, am Körper des anderen und vor allem Freude am Leben. Gewiß, diese Freude kann durch die Machtausübung des Erwachsenen getrübt oder verstümmelt werden, doch wiederum ist es ein Unterschied, in welchem emotionalen Klima sich das abspielt und wie sich die anderen Bezugspersonen verhalten. Ich will versuchen, dies am Beispiel von Paul Celan zu illustrieren, über dessen Kindheit ich die folgenden Passagen gefunden habe:

Pauls Vater übte im Hause strenge Zucht. Er war kein gütiger Mensch, er stellte hohe Ansprüche an seinen Sohn, bestrafte ihn, schlug ihn oft für jedes kleine kindliche Vergehen. Leo war von kleinem Wuchs, etwa ein Kopf kleiner als seine Frau.

Man hatte den Eindruck, daß er seine unansehnliche Gestalt und seine Mißerfolge im materiellen Leben durch die Tyrannei im Hause zu kompensieren versuchte. Aber mit seiner Frau hatte er keine Streitigkeiten – er war ihr sehr ergeben! Der Sohn hingegen hatte seine Herrschaft am meisten zu spüren bekommen. Paul war ein sehr empfindsames Kind und litt wohl sehr unter der väterlichen Strenge.

Der kleine Paul lernte frühzeitig zu gehorchen und sich zu benehmen, wie es der Vorstellung seiner Eltern von »guter Kinderstube« entsprach. Er mußte auf peinlichste körperliche Sauberkeit achten, durfte bei Tisch nichts vom vorgesetzten Essen zurückweisen und

keine überflüssigen Fragen stellen. Wenn Paul sich dennoch Widerrede und Aufbegehren oder kindlichen Trotz erlaubte, wurde er vom Vater heftig gerügt oder bekam sogar Schläge. Schien das »Vergehen« Pauls besonders groß, sperrte ihn der Vater in eine leere Kammer und zog den Schlüssel ab. Zum Glück hatte die Kammer ein Fenster, das in den Hinterhof führte. So konnten die Frauen im Haus den bitterlich weinenden Jungen aus seiner Zelle befreien, sobald der Vater das Haus verlassen hatte, um seinen Geschäften nachzugehen. Gewöhnlich tat das die Mutter, manchmal auch eine der Tanten.

Überall stieß der kleine Paul auf Grenzen der Bewegungsfreiheit: an den Türen der Zimmer, die er nicht öffnen, und an der Wohnungstür, durch die er nur in Begleitung eines Erwachsenen hinausgehen durfte. So war es ihm auch verwehrt, sich allein in der stillen Wasilkogasse mit den Kastanienbäumen aufzuhalten. Manchmal, selten genug, erlaubte man ihm, mit der fast gleichaltrigen Tochter eines im selben Haus wohnenden Musiklehrers zu spielen. Und das war auch nur im Hinterhof gestattet, wo einige Bäume und spärliches Gras wuchsen. Zwischen den dort aufgestapelten Holzvorräten für den Winter, zwischen Zaun und Haustor lag das Sommerparadies der ersten drei Lebensjahre Pauls. Nicht zufällig beginnt ein Jugendgedicht Celans mit dem Satz: *Erst jenseits der Kastanien ist die Welt.* (I. Chalfen 1983, S. 36-38)

Paul Celans Vater behandelte zwar seinen Sohn tyrannisch und ließ ihn seine eigene Unsicherheit schmerzhaft spüren, aber er war seiner Frau gegenüber sehr ergeben, und dies setzte der Tyrannei bereits Grenzen. Die Mutter und die Tanten konnten Paul zu Hilfe kommen und ihn aus dem Gefängnis, aus der Kammer, befreien. Dies waren die rettenden Zeugen, die dem Kind die Erfahrung vermittelten, daß es in dieser Welt neben Grausamkeit, Sturheit und Dummheit auch Erbarmen und Güte geben kann und daß es nicht schuldig und böse, sondern sogar liebenswert ist, auch wenn der Vater dies nicht merkt. (vgl. A. Miller 1988 b, Kap. II, 2)

Dank der rettenden Frauen konnte das Kind auch das erfahrene Unrecht, die Qualen des Gefangenen und Gefolterten in sein Bewußtsein aufnehmen, ohne sie vollständig zu verdrängen. Doch da er ein streng erzogenes Kind war, durfte er nicht sehen, daß er vom eigenen Vater verfolgt und am Leben gehindert wurde. Er mußte das Bild des Vaters heilighalten und seine Gefühle auf andere Personen und Situationen verschieben. Alle Dichter tun das, müssen es tun. So kam es, daß Paul Celan sein Leben lang vom Thema der Konzentrationslager nicht loskam. Er schrieb Gedichte über Gefangenschaft, die bezeichnenderweise gerade in der Nachkriegszeit, der Zeit der starken intellektuellen Abwehr in der Literatur und Kunst, sehr bewundert wurden. Die Gedichte halfen Celan, in einer gekonnten, verhaltenen und distanzierten Sprache das Leiden der anderen zum Ausdruck zu bringen. Doch das Leiden seiner Kindheit, das ihm emotional nicht zugänglich war, blieb ihm selbst verborgen.

Der Grund für Celans Selbstmord lag nicht in den Kriegserlebnissen, die er ja mit vielen Überlebenden teilte. Wenn sich keine Hoffnung mehr aufbauen läßt, dann hat das mit weit zurückliegenden und ins Unbewußte verdrängten Gründen zu tun. Mit seinem Selbstmord beendete Paul Celan das Zerstörungswerk des Vaters, der dem Kind die einfachsten, die harmlosesten Freuden nicht gönnte, auch wenn sie nichts gekostet hätten, aus purer Schikane, ohne jeden ersichtlichen Grund. Das ist bei jedem Kind so leicht möglich, weil das Kind wehrlos ist und den Launen des Erwachsenen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert bleibt. Eltern, die als Kinder verletzt wurden, haben es schwer, dieser Versuchung zur Machtausübung zu widerstehen.



Chaim Soutine: Portrait eines Kindes (VG Bild-Kunst, Bonn, 1988)

Wenn sie selbst als Kinder nicht frei spielen durften, finden sie immer wieder Gründe, um ihren Kindern diese lebenswichtige Freude zu verunmöglichen. Oder sie verwandeln sie in Leistung, bei Sport, Kunsteislauf, Musikübungen, und töten die Kreativität des Kindes durch den Leistungszwang ab.

Celan hat die Rechtlosigkeit des Schwächeren als Kind erfahren, aber über diese Realität durfte er nichts wissen. Statt dessen beschrieb er in kunstreichen Worten die Situation des Lagerinsassen, der von den Wächtern ebenfalls am Leben gehindert wurde, ohne daß Gründe dafür hätten angeführt werden müssen. Die Zerstörung der Freude und Würde beim Wehrlosen war für die Wächter so selbstverständlich, weil auch sie diese Lektionen so früh gelernt hatten. Daher *ist* Celans Dichtung wahr, auch wenn sie in ihrer ganz persönlichen Dimension dem Dichter selbst und den meisten Lesern unzugänglich geblieben ist. Wäre es nicht so, er hätte das Weiterleben nicht als sinnlos empfunden.

Die Verschiebung von der eigenen Kindheit auf die Situation des Lagerinsassen half Celan, sein Leiden zu artikulieren, aber sie rettete ihn nicht vor dem Selbstmord. Wäre sein Vater nicht 1942 in einem Lager ermordet worden, vielleicht hätte Paul Celan zu den Gefühlen seiner Kindheit gefunden, vielleicht sich mit diesem Vater innerlich auseinandersetzen können, um sein eigenes Leben zu retten. Aber es ist sehr schwer, einen grausam ermordeten Vater in Frage zu stellen und die Beziehung zu klären. Es ist einfacher, den Ausweg in der Mystik zu suchen, wo es darum geht, die Augen zu schließen und in beredten symbolischen Darstellungen die Wahrheit zu verschweigen. Doch manchmal ist auch dies kaum mehr auszuhalten, weil die Macht der ganz prosaischen Wahrheit, der Wahrheit des von den Mystikern so verachteten »kleinen Selbst« unerbittlich sein kann. Gerade bei Menschen, die in der Kindheit irgendwann einmal Zuwendung erfahren haben, läßt sich diese Wahrheit nicht vollständig zum Schweigen bringen, auch nicht mit Hilfe der Dichtung, der Philosophie oder mystischer Erfahrungen. Sie drängt darauf, angehört zu werden, wie jedes Kind, dessen Stimme nicht vollständig zerstört wurde.

Das Fehlen oder die Gegenwart eines helfenden Zeugen in der Kindheit entscheidet darüber, ob ein mißhandeltes Kind zum Despoten wird oder zum Künstler, der über sein Leiden berichten kann. Eine Fülle von weiteren Beispielen läßt sich dafür anbringen. Ich kann hier nur einige erwähnen und dies auch nur andeutungsweise tun. Ich muß es dem Leser überlassen, meine Behauptungen nachzuprüfen, meine Beweise mit neuem Material zu ergänzen oder sie gegebenenfalls zu widerlegen.

Man weiß über den Vater Dostojewskijs, daß er die Kinder zum obligaten Bibellesen zwang und mit seinem Geiz quälte. Ob er sie körperlich mißhandelt hat, ist mir nicht bekannt, und ich bin nach der Kenntnis der Romane auf meine Vermutungen angewiesen. Aber es ist bekannt, daß er nach dem Tod seiner Frau »das Leben eines Wüstlings, Trunkenbolds und Tyrannen führte. Er mißhandelte seine Leibeigenen so brutal, daß er 1839 von ihnen auf die grausamste Weise erschlagen wurde.« (**J. Lawrin** 1963, S. 9)

Im damaligen Rußland gehörte Grausamkeit den Leibeigenen gegenüber beinahe zur Regel. Es muß also eine besonders brutale oder besonders perfide Behandlung gewesen sein, wenn sie die Leibeigenen zu einem derartig gefährlichen Racheakt herausfordern konnte. Wie hat wohl dieser Vater seine eigenen Söhne behandelt? Vielleicht ließe sich vieles aus den BRÜDERN KARAMASOV ableiten. Aber dieser Roman zeigt auch, wie schwer es den Söhnen fällt, die Bosheit des eigenen Vaters ohne Schuldgefühle und ohne Tendenz zur Selbstbestrafung zu erkennen. Die Leibeigenen konnten sich von diesem Gutsbesitzer befreien, nicht aber seine Kinder. Fjodor Dostojewskij litt an Epilepsie und suchte Gott, den er nicht finden konnte. Warum wurde er nicht zum Verbrecher und Hasser? Weil er in der Person seiner Mutter einem liebenden Menschen begegnet ist. Weil er dank ihr die Erfahrung der Liebe gemacht hat, die für sein Leben bestimmend

wurde. Kann die Erklärung so einfach sein? Ja. Aber die Realität hätte um ein Haar ganz anders aussehen können.

In der Kindheit Stalins zum Beispiel fehlte die Erfahrung der schützenden und nicht besitzergreifenden Liebe vollständig. In deren Beschreibung ist nirgends die Gegenwart einer Person zu finden, die ihn vor den exzessiven Schlägen des Vaters jemals in Schutz genommen oder ihm durch ihre Liebe und wache Präsenz einen Ausgleich dafür gegeben hätte. Die Mutter wird als sehr religiös, verwirrt und innerlich absorbiert beschrieben. Im Buch von **Robert Payne** über STALIN (1981) fand ich die folgenden Informationen:

Die Familie von Joseph Wissarionowitsch Dschugaschwili war auf ihre eigene Art unglücklich. Der Vater des Jungen war ein Trinker und Verschwender, ein jähzorniger Mensch, ohne jedes Gefühl für seine Frau oder seinen Sohn, die er erbarmungslos prügelte. Von Beruf war er Schuhmacher und besaß eine kleine Werkstätte in einem obskuren Gäßchen am Rande von Gori. Die Mutter war eine stille, verschlossene, tief religiöse Frau, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen war; ihr größtes Vergnügen fand sie darin, dem Gottesdienst beizuwohnen und aus ihrem spärlichen Verdienst zum Unterhalt der Geistlichen beizutragen. Sie erwarb ein wenig Geld durch niedere Arbeiten in den Häusern der Reichen – Waschen, Brotbacken, Botendienste. Sie verstand auch zu nähen. Einer der Kindheitsfreunde ihres Sohnes, der eine gewisse Sympathie für ihn besaß, wußte sich zu erinnern, daß sie gelegentlich ihren Unterhalt bestritt, indem sie Unterwäsche anfertigte und zum Waschen übernahm. Sie war eine stolze Frau, die niemals über ihr Los klagte. (S. 19)

Als Jekaterina Geladse im Jahr 1874 Wissarion Dschugaschwili heiratete, war sie ein Mädchen von siebzehn Jahren, und ihr Mann war zweiundzwanzig Jahre alt. Die drei ersten Kinder aus dieser Ehe sind angeblich bei der Geburt gestorben. Joseph, der am 21. Dezember 1879 das Licht der Welt erblickte, war das einzige Kind, das sie großzogen. Wissarion starb, als der Junge noch nicht elf Jahre alt war. Jekaterina überlebte ihren Gatten um fast fünfzig Jahre. Sie war eine kleine, zarte Frau von unbezwinglichem Charakter; ihr ganzes Leben lang blieb sie tief religiös und trug stets ein schwarzes, nonnenartiges Gewand. (S. 20)

Stalins Familie könnte aus Gorkis »Nachtasyl« stammen. Sie war grausam unglücklich. Sie lebten in zermürbender Armut und waren ständig verschuldet. Gelegentlich erbarmten sich die Nachbarn der abgequälten Näherin und ihres schlecht genährten Jungen – und ihr Mitleid hat Joseph vielleicht größeren seelischen Schaden zugefügt als die Prügel, die er von seinem Vater bekam. Das Elend brachte die arme Jekaterina manchmal dem Wahnsinn nahe; wir hören, daß sie mit wirrem Haar, weinend, betend, singend und vor sich hin murmelnd durch die Straßen irrte. Ihr Sohn lernte schon in sehr jungen Jahren, was es heißt, allein auf der Welt zu sein. (S. 21)

Nach den Berichten von Iremaschwili, der die Familie gut kannte und ständig im Haus ein und aus ging, prügelte der Vater seinen Sohn rachgierig, unbarmherzig, mit einer Art finsterner, bedachtsamer Leidenschaft, ohne Vergnügen daran zu finden, aber auch ohne jeden Begriff, daß er etwas Böses täte, einfach nur, um etwas Anregung in sein ansonsten leeres und sinnloses Dasein zu bringen. Das

Resultat war vorauszusehen. Der Junge lernte hassen. Vor allem haßte er seinen Vater, aber allmählich erweiterte sich dieser Haß, bis er alle anderen Väter, alle anderen Menschen mit einschloß.

»Ich sah ihn niemals weinen«, berichtete Iremaschwili, und diese Behauptung klingt glaubwürdig. Die Prügel verhärteten den Jungen, und er wurde zum Schluß erschreckend unempfindlich gegen Grausamkeit. Sein Gesicht und sein Körper waren von Striemen bedeckt, doch er war entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Irgendwie würde er seinen Vater überleben, aber um zu überleben, mußte er ebenso brutal werden wie der Vater. Er war zu schwach, um zurückzuschlagen, aber er konnte sich mit einer Rüstung von brutaler Gleichgültigkeit und Verachtung umgeben. »Diese unverdienten, fürchterlichen Prügel«, sagt Iremaschwili, »machten den Jungen ebenso hart und herzlos, wie es sein Vater war.« (S. 22)

Die Kirche war ein Trost, denn dort schlug ihn niemand, und niemand verachtete oder bemitleidete ihn. Als Chorknabe nahm er an Prozessionen teil, sang Kirchenlieder, trug glänzende Gewänder, und in der Nähe des Geistlichen war er auch der Quelle des Mysteriums näher. Sein frühester Ehrgeiz war es, Priester zu werden, und seine Mutter freute sich auf die Zeit, da ihr eigener Sohn ihr den Segen erteilen würde. Sein größter Trost aber war die Mutter, die sich für ihn zu Schanden arbeitete und einzig für ihn lebte. Sie liebte ihren Sohn mit einer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die ganz von ihm Besitz ergriff.

(In den Augen der meisten Biographen ist es offenbar immer noch möglich, zerstörerische Besitzansprüche und vollkommene Blindheit der Situation des Kindes gegenüber als Liebe zu ihm zu bezeichnen.)

Mit sieben Jahren erkrankte er an den Pocken, deren Narben ihn lebenslänglich entstellten. Es muß ein schwerer Fall gewesen sein, denn die Narben waren groß und zahlreich. Das Resultat war, daß tausende Fotografien von ihm sorgfältig retuschiert werden mußten, als er später zur Macht kam.

Ein noch schwereres Leiden befiel ihn, als er etwa zehn Jahre alt war. Er hat darüber nur einmal gesprochen und auch da nur ganz kurz, als er erklärte, weshalb er während seiner sibirischen Verbannung im ersten Weltkrieg nicht zum Militärdienst einberufen wurde. Er erzählte die Geschichte seiner Schwägerin, Anna Allilujewa, die sie in ihren Memoiren veröffentlicht hat:

»Stalins linker Ellbogen war schwer verkrümmt. Als Kind hatte er eine Verletzung erlitten. Eine Infektion trat ein, und da er nicht ärztlich behandelt wurde, kam es zu einer Blutvergiftung. Stalin war dem Tode nahe.

»Ich weiß nicht, was mir das Leben rettete«, sagte er zu uns. »Entweder mein gesunder Organismus oder die Salbe, die mir der Dorfbader darauf schmierte, aber jedenfalls wurde ich wieder gesund. Die Spuren dieser Verletzung sind bis zum heutigen Tage geblieben.« (S. 23)

Infolge dieser Verletzung war Stalins linker Arm um etwa acht Zentimeter kürzer als der rechte, und er erlangte niemals die vollständige Kontrolle über die Muskeln der linken Hand. Zeitweise trug er eine Schiene, um den Ellbogen zu stützen; die Umrisse des Apparats

sind auf mehreren Bildern zu erkennen. Ein hervorragender orthopädischer Chirurg hat auf Grund des Berichtes der Allilujewa und einer Anzahl photographischer Aufnahmen die Diagnose gestellt, Stalin hätte einen komplizierten Knochenbruch mit daraus resultierender Osteomyelitis und anschließender Deformierung der Hand als sekundäre Folge einer Wachstumsstörung im Arm erlitten, wobei die Deformierung der Hand auf eine Volkmansche Kontraktur infolge unzulänglicher Behandlung des Knochenbruchs zurückzuführen sei.

Eine solche Diagnose beruht natürlich weitgehend auf theoretischen Überlegungen. Ärztliche Aufzeichnungen über Stalin sind niemals veröffentlicht worden, und es ist nicht anzunehmen, daß sie in absehbarer Zeit veröffentlicht werden. Fest steht nur, daß der linke Arm verkrümmt war, daß ihm die Kraft des rechten Arms fehlte und daß er seinem Besitzer lebenslänglich Schmerzen und Unbehagen verursachte. Die störende Versteifung der Schulter mußte ihn ständig an seine unheilbare Verunstaltung mahnen, und er brauchte nur seine linke Hand anzusehen, die er niemals ganz zu öffnen vermochte, um sich zu erinnern, daß er nicht wie andere Menschen war. Er nahm beträchtliche Unannehmlichkeiten auf sich, um die Verkrüppelung zu verbergen, was nur gelang, wenn er einen dicken Mantel mit übermäßig langen Ärmeln trug. Der verkrüppelte Arm hatte vermutlich einen weitgehenden Einfluß auf Stalins Charakterentwicklung.

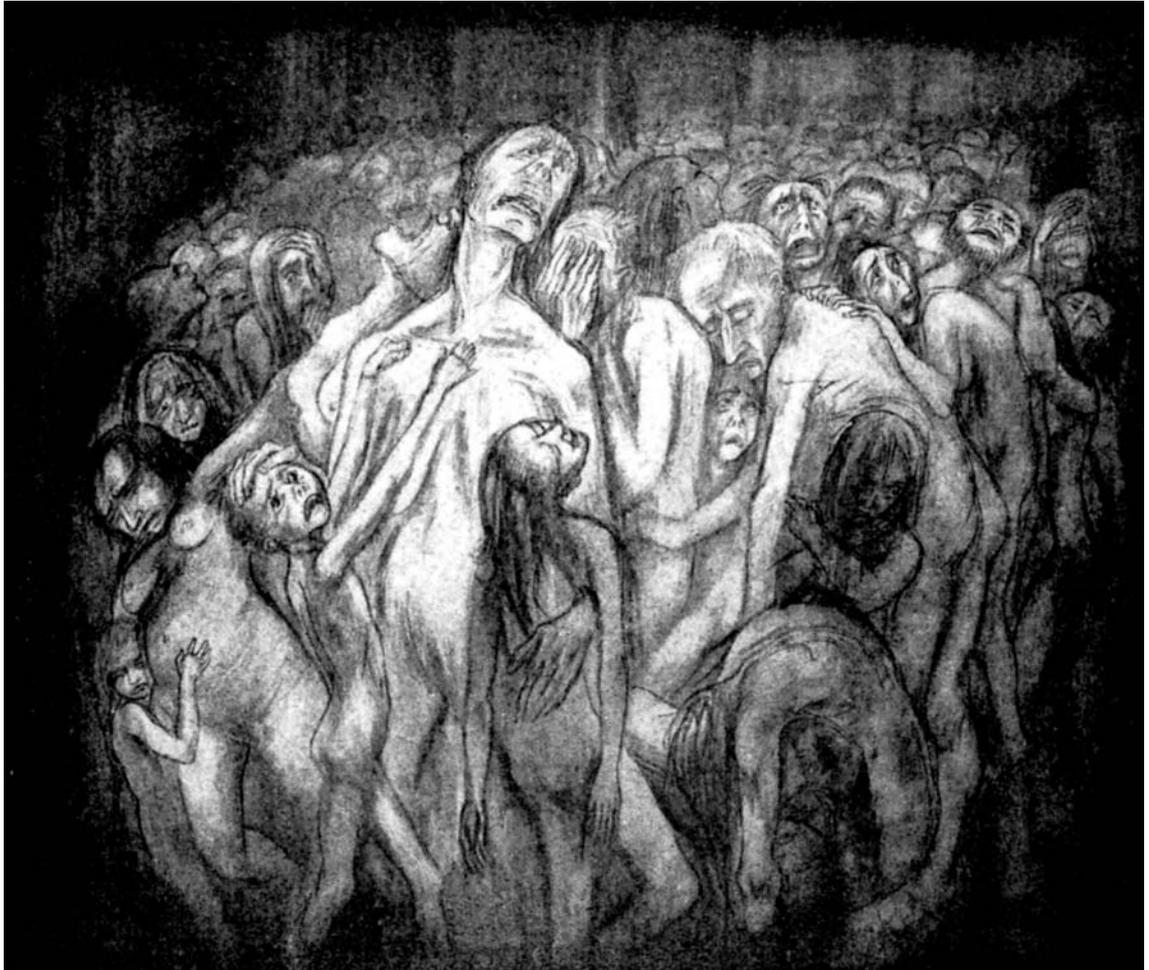
Wir haben keinen Anhaltspunkt, wie es zu der Verletzung kam. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie mit den grausamen Prügeln zusammenhängt, die sein Vater ihm zu versetzen pflegte. (S. 24)

Unbehandelte Frakturen am linken Arm sind häufig bei mißhandelten Kindern vorzufinden, weil der Erwachsene in seiner rechten Hand die Besen und Kleiderbügel hält, die er in seinem Frontalangriff auf das vor ihm stehende Kind benutzt. Es versteht sich von selbst, daß dann der *linke* Arm des Kindes den größten Gefahren ausgesetzt ist.

Stalins Familie war sehr arm, und die Mutter mußte arbeiten. Doch auch die Mutter Charlie Chaplins war arm. Sie mußte das Kind sogar ins Waisenhaus bringen, aber sie besuchte es dort und vermittelte ihm die Sicherheit, daß es geliebt wurde, daß es für jemanden wertvoll und bedeutungsvoll war. Diese Erfahrung des Geliebtwerdens ist in allen Chaplin-Filmen spürbar. Trotz des Hungers, Elends und trotz der größten Misere gibt es doch immer wieder den Raum für Gefühle, für die Tränen, für die Zärtlichkeit, für das Leben.

Im Leben Stalins, der wie Hitler nach drei toten Kindern zur Welt kam, gab es nur die Einsamkeit, die ständige Bedrohung, die Gewißheit der eigenen angeblichen Wertlosigkeit und Schuld und nirgends einen Menschen, der ihn vor der konstanten Verfolgung und Mißhandlung in Schutz genommen hätte, der ihm gesagt oder gezeigt hätte, daß er nicht schuld war. Es gab ringsum gar keine Instanz, die sein Schicksal abwenden konnte, wie es auch später für die Millionen Häftlinge im Archipel Gulag keine Gnade gab. Sie konnten ohne ein Urteil gepeinigt, gefoltert, getötet oder aus der Haft entlassen werden, ohne jeden ersichtlichen Grund. Alles geschah aus der Willkür eines Tyrannen, der überall Angriffe und Feinde witterte, weil er so früh ständige Bedrohung erlebt hat und weil kein Zeuge da war, der ihm die Erfahrung vermittelte, daß nicht die ganze Welt so ist wie sein Vater: böse, gefährlich, unberechenbar, furchteinflößend. Wenn diese grenzenlose Ohnmacht eines Kindes niemals bergende Arme findet, kann sie sich nur in Härte und Gnadenlosigkeit verwandeln. Wenn sie zudem vom Ehrgeiz der Mutter ange-

spornt wird, kann sie sich zu einer großen Karriere entwickeln, die alle Elemente des erfahrenen, aber verdrängten Elends in die Weltgeschichte trägt. Dann müssen Millionen von Menschen auf die Katorga oder in die Gasöfen marschieren, ohne zu wissen warum. Weil es einst der kleine Junge auch nicht wußte. Doch wie lange wollen wir diese sinnlosen Märsche tolerieren, wenn wir doch nun endlich wissen *könnten*, wo sie ihre Ursachen haben?



Lea Grundig: Vergasung

(geklaut von: <http://www.uni-potsdam.de/u/germanistik/bilder/lea4.jpg>)

6 Wenn Isaak den Opfertisch verläßt

Ich war auf der Suche nach einem Bild für den Umschlag der britischen Ausgabe von *DU SOLLST NICHT MERKEN*, weil es mir wichtig war, den adäquaten bildhaften Ausdruck meines Hauptgedankens selbst zu finden. Mir fielen Rembrandts Darstellungen der Opferung Isaaks ein und die beiden Varianten davon aus Leningrad und München, auf denen die Hand des Vaters das ganze Gesicht des Sohnes verdeckt und diesen am Sehen, Sprechen, ja auch am Atmen hindert. Die Hauptlinien des Buches (Opferung des Kindes, das vierte Gebot und der Zwang zur Blindheit) schienen mir in der Geste Abrahams wie in einem Brennpunkt zusammenzulaufen. Ich war entschlossen, dieses Bilddetail meinem Verleger vorzuschlagen, und begab mich in ein Bildarchiv, um noch andere Darstellungen von Abraham und Isaak anzuschauen. Es gab deren dreißig, von sehr verschiedenen Malern ausgeführt, und mit wachsendem Erstaunen sah ich sie mir alle an.

Schon bei den beiden Rembrandt-Darstellungen, die ich kannte, fiel mir auf, daß Abraham zwar mit der linken Hand den Kopf seines Sohnes hält und mit der rechten das Messer gegen ihn erhebt, sein Blick aber nicht zu seinem Sohn geht, sondern nach oben, als ob er Gott fragen wollte, ob er seinen Auftrag richtig ausführe. Ich dachte zunächst, dies sei Rembrandts Interpretation, neben der es auch andere geben müßte, doch ich fand keine andere. In allen mir zugänglichen Darstellungen war entweder nur das Gesicht oder der ganze Kopf oder der ganze Körper Abrahams von seinem Sohn abgewandt und nach oben gerichtet. Lediglich die Hände waren mit der Opferung des Sohnes beschäftigt. Während ich diese Bilder anschaute, dachte ich: Da liegt der Sohn, ein erwachsener Mann auf dem Höhepunkt seiner Kraft, und wartet ruhig darauf, von seinem Vater ermordet zu werden; auf einigen Bildern gelassen, ruhig, folgsam, auf einem einzigen weinend, aber nirgends rebellierend. Auf keinem dieser Bilder sind in den Augen Isaaks die »Warum«-Fragen zu lesen, Fragen wie etwa: »Vater, warum willst du mich umbringen, warum ist dir mein Leben nichts wert? Warum schaust du mich nicht an, warum erklärst du mir nicht, was vor sich geht? Wie kannst du mir das antun? Ich liebe dich doch, ich hatte zu dir Vertrauen, warum sprichst du nicht mit mir? Was habe ich verbrochen? Womit habe ich das verdient?«

Zu solchen Fragen kann es gar nicht kommen, weil man sie erst stellen kann, wenn man sich gleichberechtigt fühlt, wenn eine Konfrontation möglich ist, wenn man dem anderen in die Augen schauen kann. Wie kann aber ein Mensch Fragen stellen, der mit zusammengebundenen Händen auf dem Opfertisch bereit zum Abschlachten liegt, wenn er durch die Hand des Vaters am Sehen, Sprechen und Atmen gehindert wird? Dieser Mensch ist zur *Sache* gemacht worden. Seine Bestimmung zum Opfer hat ihn entmenschlicht, er hat kein Recht mehr, Fragen zu stellen, und die Fragen werden sich in ihm kaum noch formen können, weil in seinem Innern für nichts anderes mehr Platz ist als für die Angst.

Ich saß in dem Bildarchiv, betrachtete mir die Bilder und sah in ihnen plötzlich die symbolische Darstellung unserer heutigen Situation. Es werden Waffen produziert, unaufhaltsam, die eindeutig dafür bestimmt sind, die nächste Generation zu vernichten. Doch diejenigen, die durch die Produktion der Waffen ihr Vermögen, ihr Prestige, ihre Macht vergrößern, bringen es fertig, an diese Konsequenz gar nicht zu denken. Wie Abraham sehen sie nicht, was ihre Hände tun, und sind voll damit beschäftigt, die Erwartungen von oben zu erfüllen, indem sie ihr Fühlen ausschalten. Sie haben als Kinder das Fühlen verlernt, wie sollten sie nun als Väter diese Fähigkeit zurückgewinnen können? Dafür ist es zu spät. Ihre Seelen sind inzwischen erstarrt und angepaßt, sie haben auch verlernt, Fragen zu stellen und Fragen zu hören. Ihre ganze Anstrengung richtet sich nun darauf, auch für ihre Söhne eine Situation zu schaffen, in der ihnen das Sehen und Hören vergeht. Das wäre die Situation eines neuen Krieges.



Rembrandt van Rijn: Die Opferung Isaaks (Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin)

Mit der Mobilmachung verstummen alle Fragen der jungen Generation. Die Entscheidung des Staates anzuzweifeln gilt bereits als Verrat am Vaterland. Alle Diskussionen und Erwägungen von Alternativen erlöschen mit einem Schlag. Es gibt nur noch praktische Fragen: Wie gewinnt man den Krieg, wie überlebt man ihn? Ist es einmal soweit, werden die jungen Menschen vergessen, daß der Krieg lange von arrivierten* älteren Männern vorbereitet wurde. Sie werden marschieren, Lieder singen, töten, sich töten lassen und sich einbilden, daß sie nun einen hochwichtigen Auftrag erfüllen. Es wird

tatsächlich eine vom Staat sehr angesehene und mit Verdienstkreuzen belohnte Aktivität sein, aber ihre Seele, der kindliche, lebendige, fühlende Teil ihrer Persönlichkeit, wird zur äußersten Passivität verurteilt bleiben. Diese Seele wird Isaak gleichen, wie er in allen Opferungsszenen dargestellt wird: mit gefesselten Händen und mit verbundenen Augen, als ob es die selbstverständlichste Sache der Welt wäre, daß man in dieser Lage fraglos darauf wartet, vom Vater geschlachtet zu werden (in meiner Übersetzung der Bibel wird das Wort »schlachtet« benutzt).

* arrivieren = Erfolg haben, anerkannt werden, beruflich vorwärts kommen

Auch der Vater stellt keine Fragen. Er fügt sich dem göttlichen Befehl mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie sein Sohn sich ihm fügt. Er muß und will beweisen, daß sein Gehorsam stärker ist als das, was er seine Liebe zum Kind nennt, und mit der Ausübung der Tat erlöschen seine Fragen. Er bittet Gott nicht um Gnade, sucht keinen Ausweg. Hätte der Engel nicht im letzten Moment eingegriffen, wäre er zum Mörder seines Sohnes geworden, einfach weil die Stimme Gottes das von ihm verlangte. Auf dem Gesicht Abrahams ist in den mir zugänglichen Bildern ebenfalls kein Schmerz zu sehen, kein Zögern, kein Suchen, kein Fragen, kein Anzeichen dafür, daß ihm die Tragik seiner Situation bewußt ist. Er wird von allen Malern, sogar von Rembrandt, als ein folgsames Werkzeug Gottes dargestellt, das nur sorgsam auf sein richtiges Funktionieren bedacht ist.

Es ist auf den ersten Blick erstaunlich, daß keiner der an sich eigenwilligen und heterogenen Maler versucht war, dieser dramatischen Szene sein individuelles, persönliches Gepräge zu geben. Wohl wechseln die Kostüme, die Farben, die Umgebung, die Haltungen der Körper, aber der psychologische Gehalt dieser Szene ist von einer auffallenden Gleichartigkeit. Die Erklärung liegt nahe, daß sie sich alle an den Text aus dem Alten Testament gehalten haben, aber die Frage stellt sich dennoch: Warum? Warum gab es in der Psyche dieser Maler keinen Ort, an dem Zweifel an der Selbstverständlichkeit des Bibeltextes erwacht wären? Warum wurde dieser von allen Malern als gültig erlebt? Ich finde keine andere Antwort darauf als die Erwägung, daß es sich hier um die symbolische Darstellung einer Grundsituation unseres Daseins handelt, die viele Menschen in den ersten Jahren ihres Lebens kennengelernt haben und die so schmerzhaft ist, daß das Wissen von ihr nur in den Tiefen des Unbewußten überdauern konnte. Das Wissen von der Opferung des Kindes ist so tief in uns verwurzelt, daß uns die Geschichte von Abraham und Isaak in ihrer Ungeheuerlichkeit bisher noch kaum aufgefallen zu sein scheint. Sie hat beinahe die Legitimität eines Naturgesetzes. Doch wenn diese Legitimität zu einer so großen Gefahr wie dem Atomkrieg führen soll, dann ist sie nicht wie ein Naturgesetz hinzunehmen, sondern muß hinterfragt werden. Wenn wir unser Leben mehr lieben als den Gehorsam und nicht bereit sind, für den Gehorsam und die Kritiklosigkeit unserer Väter zu sterben, können wir nicht länger wie Isaak mit verbundenen Augen und gefesselten Händen darauf warten, daß unsere Väter den Willen ihrer Väter ausführen.

Doch wie läßt sich ein jahrtausendealter Zustand ändern? Würde er sich ändern, wenn die jungen Menschen die alten umbringen würden, damit sie nicht in den Krieg müßten? Wäre damit nicht der grauenhafte Krieg, den man vermeiden wollte, bereits vorweggenommen? Und wäre nicht mit dieser Tat im Grunde der alte Zustand wieder stabilisiert, nur daß das Messer Abrahams in die Hände Isaaks käme und daß der Alte dem Jungen zum Opfer fiel? Bliebe die alte Grausamkeit dann nicht bestehen?

Wie wäre es aber, wenn Isaak nicht zum Messer greifen müßte, wenn er die ganze Kraft seiner Muskeln dafür aufbringen würde, seine Hände zu entfesseln und sein Gesicht von der Hand Abrahams zu befreien? Das würde seine ganze Situation verändern. Er würde nicht mehr wie ein Opferlamm liegen, sondern aufstehen, er würde wagen, seine Augen zu gebrauchen und seinen Vater so zu sehen, wie er ist: unsicher und zitternd darauf be-

dacht, einen ihm unbegreiflichen Befehl auszuführen. Auch Isaaks Mund und Nase wären nun frei, er könnte endlich tief Atem holen und seine Stimme gebrauchen. Er könnte sprechen und Fragen stellen, und Abraham, dessen linke Hand nicht mehr den Sohn am Sehen und Sprechen hindern kann, müßte sich dem Dialog mit seinem Sohn stellen. An dessen Ende würde er möglicherweise dem jungen Mann begegnen, der er selbst einmal war und der nie Fragen hatte stellen dürfen.

Und nun, nachdem die Szenerie sich gewandelt hat und Isaak nicht mehr ein selbstverständliches Opfer ist, muß es zu einer Konfrontation kommen, die zwar keine konventionellen Vorbilder hat, aber trotzdem oder vielleicht daher eine große Chance für uns darstellt. Isaak fragt: »Vater, warum willst du mich umbringen?« und bekommt zur Antwort: »Es ist Gottes Wille.« – »Wer ist Gott?« fragt der Sohn. – »Unser aller größter und gütigster Vater, dem wir gehorchen müssen«, antwortet Abraham. »Tut es dir weh«, möchte der Sohn wissen, »diesen Befehl auszuführen?« – »Ich habe nicht nach meinen Gefühlen zu fragen, wenn Gott etwas befiehlt.« – »Wer bist du dann«, fragt Isaak, »wenn du die Befehle ohne Gefühle ausführst, und wer ist Gott, der das von dir verlangt?« Es könnte sein, daß Abraham zu alt ist, daß es für ihn zu spät ist, die Botschaft des Lebens zu vernehmen, die ihm sein Sohn bringt. Es kann auch sein, daß er sagt: »Halt den Mund, davon verstehst du nichts.« Es kann aber auch sein, daß er sich den Fragen öffnet, weil es auch seine Fragen sind, die seit Jahrzehnten unterdrückt geblieben waren.

Aber auch im ersten Fall ist die Auseinandersetzung nicht zum Scheitern verdammt, solange Isaak nicht bereit ist, seine Augen wieder zuzumachen, weil er entschlossen ist, den Anblick seines realen Vaters zu ertragen. Wenn Isaak sich nicht wieder fesseln und blind machen läßt, um sich die Illusion eines starken, weisen und gütigen Vaters zu erhalten, sondern den Mut hat, seinem realen Vater in die Augen zu sehen und auch dessen »Halt den Mund« auszuhalten, ohne sich zum Schweigen bringen zu lassen, geht die Auseinandersetzung weiter. Dann werden junge Leute nicht in Kriegen umkommen müssen, um das Bild der weisen Väter am Leben zu erhalten.. Wenn diese Männer sehen dürfen, daß ihre Väter unentwegt, beharrlich und gedankenlos ein gigantisches Waffensystem aufbauen, von dem sie hoffen, daß es nicht sie, sondern erst ihre Kinder vernichtet, dann werden sich diese Kinder nicht freiwillig wie ein Lamm auf den Opfertisch legen. Doch diese Weigerung hat zur Voraussetzung, daß man bereit ist, das Gebot »Du sollst nicht merken« nicht mehr zu befolgen.

Warum dieser Schritt so schwer zu vollziehen ist, erklärt das Gebot selbst. Trotzdem ist die Entscheidung die erste Vorbedingung einer Veränderung. Wir können unser Schicksal abwenden, wenn wir nicht auf die Rettung durch den Engel warten, der Abraham für seinen Gehorsam entschädigt. Es gibt immer mehr Menschen, die die Rolle Isaaks als Opfer in der künftigen Geschichte ablehnen. Und es gibt vielleicht auch Menschen, die Abrahams Rolle ablehnen, die es ablehnen, Befehle auszuführen, die ihnen absurd vorkommen, weil sie sich gegen das Leben richten. Ihre Fähigkeit, Fragen zu stellen, und ihre Weigerung, Sinnloses hinzunehmen, kann der Anfang einer längst fälligen Umorientierung werden, die unserem »Ja« zum Leben und »Nein« zum Tode wirkliche Überzeugungskraft verschaffen würde. Denn mit seinen Fragen, mit seinem Merken, mit der Weigerung, sich töten zu lassen, rettet Isaak nicht nur sein eigenes Leben, sondern er rettet auch seinen Vater vor dem Schicksal, ein gedankenloser Mörder seines Kindes zu werden.

7 Des Kaisers neue Kleider

Um die Möglichkeit einer Auseinandersetzung der erwachsenen Kinder mit ihren Eltern anzudeuten, habe ich im vorangegangenen Text die bildliche Darstellung der Opferung Isaaks gewählt. Doch der symbolische Gehalt dieser Szene beschränkt sich für mich keineswegs auf die Beziehung zwischen Vater und Sohn. Alles, was dort über die Haltung Abrahams gesagt wurde, kann im gleichen Maße für Mütter gelten, und Isaak symbolisiert selbstverständlich auch die Situation der Tochter, die sowohl von ihrem Vater als auch von ihrer Mutter nicht nur an ihrer Bewegung, sondern gleichermaßen am Sehen, Reden und Atmen gehindert werden kann.

Die Behauptung, daß Männer allein am Zustand der heutigen Welt schuldig seien, kann ebensowenig wie die Verteufelung der Frauen dazu beitragen, die Produktion des Bösen, der Zerstörungswut, der Gewalt und der Perversionen bloßzulegen und dagegen anzukämpfen. Beide Geschlechter haben sich seit jeher an dieser Produktion beteiligt. Sowohl Mütter als auch Väter hielten die Züchtigung ihrer Kinder für ihre Pflicht und die Befriedigung ihres Ehrgeizes und anderer Bedürfnisse mit Hilfe ihres Kindes für eine Selbstverständlichkeit. Jede aggressive Reaktion des Kindes auf den Mißbrauch seiner Person wurde unterdrückt, und mit dieser Unterdrückung wurden Fundamente für ein destruktives Verhalten im Erwachsenenalter gelegt. Und doch muß es immer wieder einzelne liebesfähige Eltern gegeben haben, die dem Kind das Gegengewicht zur erlittenen Grausamkeit vermittelten. Vor allem aber muß es helfende Zeugen gegeben haben, in den Personen der Ammen, Hausangestellten, Tanten, Onkel, Geschwister, Großeltern, die nicht die Aufgabe hatten, das Kind zu züchtigen und dies als Liebe zu tarnen, und die als Kind selbst die Erfahrung der Liebe gemacht hatten. Wäre es nicht so, die Menschheit wäre längst ausgestorben. Andererseits, wenn es mehr liebesfähige Mütter und Väter gegeben hätte, würde unsere Welt anders aussehen; sie wäre humaner. Die Menschen hätten auch einen deutlichen Begriff von dem, was Liebe ist, wenn sie sie einst in der Kindheit erfahren hätten, und es wäre undenkbar, daß Biographen etwas als Mutterliebe bezeichneten, das im Grunde Gefängnis, Konzentrationslager, Kühlanlage, Kosmetiksalon oder Dopinggeschäft war. Doch für die meisten Biographen von heute hatten Stalin und Hitler »liebende Mütter«. Wenn die Züchtigung des Kindes als ein Liebesbeweis ausgegeben wird, führt das zu einer Verwirrung, die später ihre Früchte trägt. Wenn sich diese Kinder auf der politischen Ebene betätigen, setzen sie das einst an ihnen begonnene Zerstörungswerk fort und tarnen dies ebenfalls mit ihrer Rolle als Heilbringer, wie es einst ihre Eltern taten. Sowohl Stalin als auch Hitler wollten angeblich nur Gutes. Das Morden war ja nur ein notwendiges Mittel zum guten Zweck. Diese Ideologie haben sie von *beiden* Eltern vermittelt bekommen. Wäre dies nicht so, wäre ein Elternteil als helfender Zeuge aufgetreten und hätte das Kind vor der Brutalität und Lieblosigkeit des anderen geschützt, diese Kinder wären später nicht zu Verbrechern geworden. (vgl. **A. Miller** 1988b, II, 2)

Das Kriegsmaterial wird zwar von Männern vorbereitet, aber die Verwirrung in ihren Köpfen ist ein Endprodukt von Erziehungs- und Behandlungspraktiken, die Männern *und* Frauen der vergangenen Generationen zuzuschreiben sind. Die absolute Macht einer Mutter über ihr kleines Kind kennt keine Grenzen. Keine Qualifikationen werden dafür verlangt. Es ist daher dringend notwendig, die Wirkung einer solchen Macht, die unkontrolliert ausgeübt wird, näher zu untersuchen, zu erkennen und ihre Gefahr für die Zukunft dank dieser Erkenntnis zu vermindern.

Aus dieser Einsicht heraus sind auch die nächsten Überlegungen geschrieben worden, in denen wiederum ein Mann, der Kaiser, die Rolle der hilflosen und zugleich gefährlichen, weil ahnungslosen Eltern symbolisiert.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der schöne neue Kleider so ungeheuer gern hatte, daß er all sein Geld ausgab, um recht geputzt zu sein. Er machte sich nichts aus seinen Soldaten, machte sich nichts aus dem Theater und auch nichts daraus, in den Wald hinauszufahren, es sei denn, um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte ein Kleid für jede Stunde des Tages, und ebenso, wie man von einem König sagt, er sei in der Ratsversammlung, sagte man hier immer: »Der Kaiser ist im Kleiderschrank!«

In der großen Stadt, wo er wohnte, ging es sehr vergnüglich zu. Jeden Tag kamen viele Fremde, und eines Tages kamen zwei Betrüger; sie gaben sich für Weber aus und sagten, sie verstünden das schönste Zeug zu weben, das man sich denken könne. Nicht nur die Farben und das Muster seien etwas ungewöhnlich Schönes, sondern die Kleider, die aus dem Zeug genäht würden, hätten die seltsame Eigenschaft, daß sie für jeden Menschen unsichtbar blieben, der nicht für sein Amt taugte oder auch unerlaubt dumm sei.

Das wären ja prächtige Kleider, dachte der Kaiser. Wenn ich die an hätte, könnte ich dahinterkommen, welche Männer in meinem Reich nicht für das Amt taugen, das sie innehaben. Ich kann die Klugen von den Dummen unterscheiden, ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden! – Und er gab den beiden Betrügern viel Geld im voraus, damit sie mit ihrer Arbeit beginnen sollten.

Sie stellten auch zwei Webstühle auf, taten, als ob sie arbeiteten aber sie hatten nicht das geringste auf dem Webstuhl. Ohne weiteres verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold; das steckten sie in ihre eigene Tasche und arbeiteten an den leeren Stühlen, und das bis tief in die Nacht hinein. Nun möchte ich doch gern wissen, wie weit sie mit dem Zeug sind, dachte der Kaiser, aber ihm war ordentlich wunderbar ums Herz bei dem Gedanken, daß ein jeder, der dumm sei oder sich gar nicht für sein Amt eigne, es nicht sehen könne.

Nun glaubte er zwar, daß er für sich selbst nichts zu fürchten brauche; aber er wollte doch erst jemanden hinschicken, um zu sehen, wie es damit stünde. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welch sonderbare Kraft das Zeug besaß, und alle waren begierig zu sehen, wie schlecht oder dumm der Nachbar sei.

Ich will meinen alten, ehrlichen Minister zu den Webern schicken, dachte der Kaiser, er kann am besten sehen, wie sich das Zeug ausnimmt; denn er hat Verstand, und niemand versieht sein Amt besser als er!

Nun ging der alte gutmütige Minister in den Saal hinein, wo die beiden Betrüger saßen und an den leeren Webstühlen arbeiteten. – Gott bewahr uns, dachte der alte Minister und riß die Augen auf, ich kann ja gar nichts sehen! – Aber das sagte er nicht.

Beide Betrüger baten ihn, so gut zu sein und näher zu treten, und fragten, ob es nicht ein schönes Muster und herrliche Farben seien. Dann zeigten sie auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister riß die Augen noch immer auf, aber er konnte nichts sehen, denn es war nichts da. – Herrgott, dachte er, sollte ich dumm sein? Das hätte ich nie geglaubt, und das darf kein Mensch wissen! Sollte

ich für mein Amt nicht taugen? Nein, es geht nicht an, daß ich erzähle, ich könne das Zeug nicht sehen!

»Nun, Sie sagen nichts dazu?« fragte der eine, der webte.

»Oh, es ist reizend, ganz allerliebste!« sagte der alte Minister und sah durch seine Brille. »Dieses Muster und diese Farben! – Ja, ich werde dem Kaiser sagen, daß es mir außerordentlich gefällt!«

»Nun, das freut uns!« sagten beide Weber, und nun nannten sie die Farben mit Namen und erklärten das seltsame Muster. Der alte Minister hörte gut zu, damit er dasselbe sagen konnte, wenn er heimkäme zum Kaiser; und das tat er.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, das müßten sie zum Weben haben. Sie steckten alles in ihre eigenen Taschen, auf den Webstuhl kam nicht eine Faser; aber sie fuhren fort, wie bisher, an dem leeren Webstuhl zu arbeiten.

Der Kaiser schickte bald wieder einen andern gutmütigen Beamten hin, um zu sehen, wie es mit den Webern ginge und ob das Zeug bald fertig sei. Es erging ihm genauso wie dem Minister, er schaute und schaute, aber weil außer den leeren Webstühlen nichts da war, so konnte er nichts sehen.

»Ja, ist es nicht ein schönes Stück Zeug!« sagten beide Betrüger und zeigten und erklärten das herrliche Muster, das gar nicht da war.

Dumm bin ich nicht, dachte der Mann, es ist also mein gutes Amt, für das ich nicht taue. Das ist sonderbar genug, aber man darf es sich nicht anmerken lassen!

Und dann lobte er das Zeug, das er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die schönen Farben und das herrliche Muster.

»Ja, es ist ganz allerliebste!« sagte er zum Kaiser.

Alle Menschen in der Stadt sprachen von dem prächtigen Zeug. Nun wollte der Kaiser es selbst sehen, während es noch auf dem Webstuhl war.

Mit einer großen Schar von auserlesenen Männern, unter denen auch die beiden alten, gutmütigen Beamten waren, die bereits früher dort gewesen, ging er zu den beiden listigen Betrügern hin, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Faser oder Faden.

»Ja, ist es nicht magnifique!« sagten die beiden gutmütigen Beamten. »Wollen Eure Majestät sehen – welches Muster, welche Farben!« Und sie zeigten auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, die andern könnten das Zeug sicher sehen. Was ist das, dachte der Kaiser, ich sehe nichts! Das ist ja entsetzlich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir geschehen könnte!

»Oh, es ist sehr schön!« sagte der Kaiser. »Es hat meinen allerhöchsten Beifall!« Und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht sagen, daß er nichts sehen konnte. Das ganze Gefolge, das er mit sich hatte, schaute und schaute; aber sie vermochten nicht mehr zu gewahren als alle die andern, doch sie sagten ebenso wie der Kaiser: »Oh, es ist sehr schön!« Und sie rieten

ihm, Kleider aus diesem neuen prächtigen Zeug das erste Mal bei der großen Prozession, die bevorstand, zu tragen. »Es ist magnifique! Reizend, excellent!« ging es von Mund zu Mund, und sie waren alle so innig zufrieden damit. Der Kaiser verlieh jedem der Betrüger einen Ritterorden fürs Knopfloch und den Titel eines Weberjunkers.

Die ganze Nacht vor dem Morgen, an dem die Prozession sein sollte, blieben die Betrüger auf und hatten mehr als sechzehn Lichter angezündet. Die Leute konnten sehen, daß sie Eile hatten, mit des Kaisers neuen Kleidern fertig zu werden. Sie taten, als nähmen sie das Zeug vom Webstuhl, sie schnitten mit großen Scheren in der Luft, sie nähten mit Nähnadeln ohne Faden und sagten zuletzt: »Seht, nun sind die Kleider fertig!«

Der Kaiser kam mit seinen vornehmsten Kavalieren selbst dorthin, und beide Betrüger hoben den einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: »Seht, hier sind die Beinkleider! Hier ist der Rock! Hier der Mantel!« Und so fuhrn sie fort. »Es ist so leicht wie Spinnweb! Man sollte glauben, man hätte nichts auf dem Leibe, aber das ist just der Vorzug dabei!«

»Ja!« sagten alle Kavaliers, aber sie konnten nichts sehen, denn es war nichts da.

»Wollen Eure Kaiserliche Majestät allergnädigst geruhen, die Kleider abzulegen«, sagten die Betrüger, »dann werden wir Euch die neuen hier vor dem großen Spiegel anziehen!«

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Betrüger gebärdeten sich so, als gäben sie ihm jedes Stück von den neuen, die hätten genäht werden sollen, und sie faßten ihn um die Taille und schienen etwas festzubinden, das war die Schleppe, und der Kaiser wendete und drehte sich vor dem Spiegel.

»Gott, wie kleidsam sie sind! Wie gut sie sitzen!« sagten sie alle zusammen. »Welches Muster! Welche Farben! Das ist eine kostbare Tracht!«

Die Kammerherren, die die Schleppe tragen sollten, tasteten mit den Händen über den Fußboden hin, als ob sie die Schleppe aufhoben; sie gingen und hielten etwas in der Luft, sie wagten nicht, sich anmerken zu lassen, daß sie nichts sehen konnten.

Und dann ging der Kaiser in der Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und an den Fenstern sagten: »Gott, wie unvergleichlich des Kaisers neue Kleider sind! Welch schöne Schleppe er an seinem Rock hat! Wie himmlisch es sitzt!« Keiner wollte sich anmerken lassen, daß er nichts sah, denn sonst hätte er ja für sein Amt nicht getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. Noch keines von des Kaisers Kleidern hatte solchen Beifall gefunden.

»Aber er hat ja nichts an!« sagte ein kleines Kind.

»Herrgott, hört des Unschuldigen Stimme!« sagte der Vater; und der eine flüsterte es dem anderen zu, was das Kind gesagt hatte.

»Er hat ja nichts an, sagt da ein kleines Kind, er hat nichts an!«

»Er hat ja nichts an!« rief zuletzt das ganze Volk. Und das kroch in den Kaiser, denn ihm schien, sie hätten recht; aber er dachte: Jetzt muß ich während der Prozession durchhalten. Und dann hielt er sich noch stolzer, und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.



Monika Laimgruber: Bilder zu Hans Christian Andersens Märchen
DES KAISERS NEUE KLEIDER, Artemis-Verlag (© Monika Laimgruber)

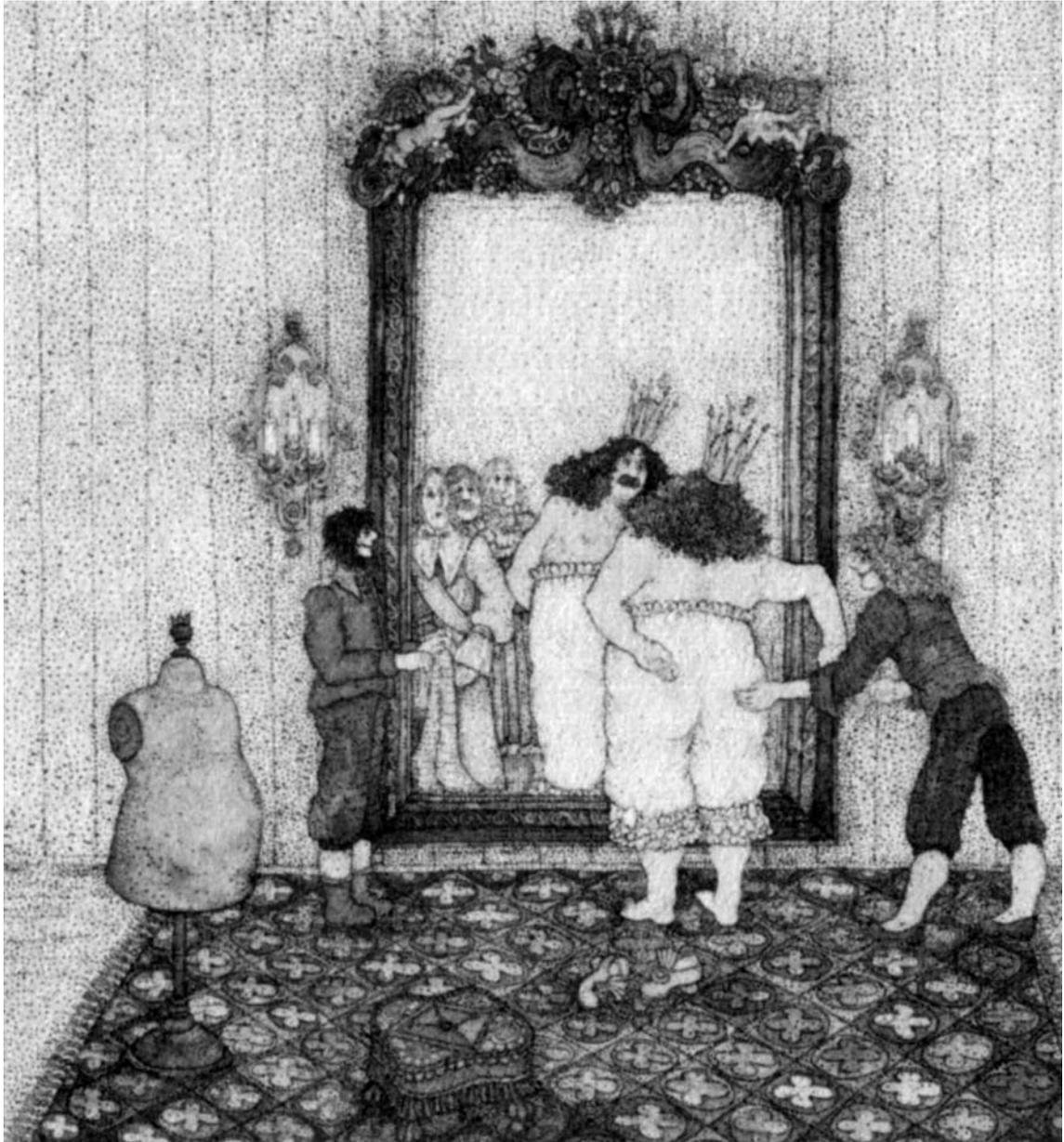
Die Überzeugung, daß ältere Menschen mehr vom Leben verstehen, weil sie angeblich mehr Erfahrungen haben, wurde uns so früh anezogen, daß wir gegen besseres Wissen ständig an ihr festhalten. Natürlich haben ältere Handwerker mehr Erfahrung in ihrem Handwerk und ältere Wissenschaftler gegebenenfalls mehr »Wissen« in ihren Köpfen, doch beides hat mit Lebensweisheit recht wenig zu tun. Trotzdem kommen die meisten Menschen nicht von der Hoffnung los, sie könnten von älteren Menschen etwas über das Leben lernen weil deren Vorsprung an Jahren auch eine reichere Erfahrung bedeuten müßte. Auch wenn die Eltern längst gestorben sind, werden elterliche Symbolfiguren wie Priester, Psychotherapeuten, Gurus, Philosophen, Schriftsteller aufgesucht. De-

ren Richtlinien werden eingehalten, immer in der Überzeugung, die Älteren müßten es besser wissen, besonders wenn ihre Namen weit und breit bekannt sind. Sie wären, so meint man, nicht zu dieser Anerkennung gekommen, wenn nicht etwas daran wäre; wenn die Lehren, die sie verkünden, die Werte, die sie vertreten, die Moral, die sie predigen, nicht für viele Menschen auch Bedeutung hätten.



Monika Laimgruber: Bilder zu Hans Christian Andersens Märchen
DES KAISERS NEUE KLEIDER, Artemis-Verlag (© Monika Laimgruber)

Und das haben sie tatsächlich. Denn auch wenn der Guru und seine Anhänger aus verschiedenen Kulturen stammen, gemeinsam ist ihnen allen die Verdrängung der Kindheitserfahrungen. Sie halten sich an diese Tabuisierung, und zwar in allen Erziehungssystemen, Kulturen und Religionen. Das war bisher nicht aufgefallen, denn erst nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen die ersten wissenschaftlich abgestützten Berichte über die Kindheit, die viele unserer seit Jahrtausenden als gut und richtig geltenden Vorstellungen in Frage stellten. Ich denke hier an **René Spitz'** Entdeckung des Hospitalismus, an die Schriften von **John Bowlby** über das Verlassensein des Kleinkindes und dessen Folgen, an die Geschichte der Kindheit von **Lloyd deMause**, an die revolutionäre Entdeckung **Frédéric Leboyers**, daß das Neugeborene bereits fühlt, und an die von Primärtherapeuten gelieferte Bestätigung, daß die in der Kindheit verdrängten Gefühle das ganze Leben wirksam bleiben.



Monika Laimgruber: Bilder zu Hans Christian Andersens Märchen
DES KAISERS NEUE KLEIDER, Artemis-Verlag (© Monika Laimgruber)

Die Tatsache, daß heute noch so viele Gynäkologen vor den Gefahren der sanften Heimgeburt warnen, ist nicht nur ihrer veralteten Ausbildung und den Bedürfnissen des Krankenhausapparates zuzuschreiben, sondern der Verkümmern ihrer Wahrnehmungsfähigkeit. Die Voraussetzung für die Erkenntnis, daß ein Neugeborenes fühlt, fehlt ihnen, weil sie sie möglicherweise bereits in der Stunde ihrer Geburt oder später durch die Verdrängung ihrer eigenen traumatischen Erfahrungen eingebüßt haben. Sie sehen das herzerreißend schreiende Neugeborene an und sagen lächelnd zu der Mutter, es wäre alles in bester Ordnung, weil nun die Lungen ihre Arbeit aufgenommen hätten. Vom bereits bestehenden Wissen über die Rolle der Gefühle im menschlichen Organismus scheinen diese Ärzte bisher unberührt geblieben zu sein. Dieses Beispiel macht verständlich, warum ein hohes Alter nichts über den Wert gemachter oder nicht gemachter Erfahrungen aussagt. Millionen von Menschen wurden in den letzten Jahren unter grausamen Verhältnissen in den Kliniken entbunden, ohne daß es nur einem einzigen der Anwesenden aufgefallen wäre, daß hier ein menschliches Wesen im zartesten Alter einer Folter ausgesetzt wird. Aber es genügte, daß ein Geburtshelfer sich auf den

schweren Weg begab, das in seiner Seele und seinem Körper verborgene Wissen von der eigenen Geburt mit Hilfe der Gefühle zu entdecken, es genügte, daß er die eigenen verdrängten Schmerzen erlebte, um plötzlich das Selbstverständliche zum ersten Mal wahrnehmen zu können: daß die Schreie des Kindes im Kreißsaal der Ausdruck von durchaus vermeidbaren Schmerzen sind (vgl. **F. Leboyer** 1981). Um diese einfache Wahrnehmung machen zu können, mußte er die Abwehr abbauen, die jeder von uns als Kind aufbaut. Dies ist unser gutes Recht, wir müssen uns vor dem Unerträglichen schützen, so gut wir können; doch was geschieht, wenn uns diese Prozedur für die offensichtlichsten Phänomene unseres Lebens blind macht?

Neuerdings haben sich die Computer der Neugeborenen angenommen. Mit ihrer Hilfe hat man feststellen können, daß das Kind bereits in den ersten Stunden seines Lebens zu lernen anfängt. Wissenschaftler scheinen von dieser Idee fasziniert zu sein und untersuchen fleißig verschiedene Leistungen des Neugeborenen. Daß dieses auch Gefühle erlebt und Verletzungen erfährt, die bereits eine pränatale Vorgeschichte haben, daß hier für das spätere Leben Weichen gestellt werden, diesen Tatsachen ist es bisher nicht gelungen, die Aufmerksamkeit vieler Wissenschaftler auf sich zu lenken. Es können zwar die verschiedenen Funktionen des neugeborenen Körpers gemessen werden, sein Verhalten beobachtet, die Korrelate im Computer ausgewertet werden, aber die Gefühle des Kindes bleiben unbeachtet und nicht verstanden, solange die anwesenden Erwachsenen zu ihren eigenen kindlichen Gefühlen noch keinen Zugang gefunden haben.

Wie steht es also mit der Weisheit der älteren Menschen, die in ihrer Kindheit lernen mußten, daß Anstand nur auf Kosten der echten Gefühle zu erkaufen sei, die darauf stolz waren, es geschafft zu haben? Da sie nicht fühlen durften, wurden sie unfähig, lebenswichtige Fakten wahrzunehmen und aus ihnen zu lernen. Was können uns diese Menschen heute vermitteln? Sie versuchen, der jungen Generation die gleichen Prinzipien weiterzugeben, die ihnen ihre Eltern einst vermittelt hatten, in dem festen Glauben, daß es sich dabei um etwas Gutes und Brauchbares handelt. Aber es sind die gleichen Prinzipien, die in ihnen das Fühlen und Wahrnehmen abgetötet haben. Was nützen denn Anweisungen und Predigten zur Moral, wenn einem die Fähigkeit des Fühlens und Mitfühlens abhanden gekommen ist? Sie erreichen höchstens, daß die absurdesten Haltungen möglich sind, ohne aufzufallen, weil sie von vielen geteilt werden.

So kann man sich als Politiker zum Christentum bekennen und gleichzeitig die Produktion von Waffen befürworten, die *fünfmillionenmal stärker sind* als die Bombe von Hiroshima. Solche Politiker können ohne weiteres die Notwendigkeit einer absurden Rüstung vertreten, weil sie längst gelernt haben, nichts zu fühlen. In einem solchen psychischen System ist es also möglich, mehrfache Hiroshima-Katastrophen zu planen und jeden Sonntag in der Kirche zu beten und darüber hinaus zu meinen, man hätte das Recht, die Verantwortung für das Schicksal der Welt zu tragen, weil man bereits über siebzig ist, weil man mit Kriegen Erfahrungen hat, weil man das letzte Mal vor fünfundvierzig Jahren auch dabei war ... Doch das, was uns jetzt erwartet, hat mit dem, was vor fünfundvierzig Jahren war, nicht das geringste mehr zu tun. Die Weisheit der Väter, ihre Erfahrungen mit dem Krieg und mit dem Abtöten der Gefühle von der Kindheit an, kann uns heute wenig helfen.

Wenn uns etwas vor der Katastrophe retten kann, dann ist es nicht der alte Abraham, der zum Himmel schaut und nicht sieht, was er tut, sondern es ist sein Sohn, der *vielleicht*, so müssen wir hoffen, die Fähigkeit zu fühlen nicht vollständig eingebüßt hat und der sich dank dieser Fähigkeit auch vorstellen kann, was es heißt, sich auf einen Atomkrieg vorbereiten zu wollen. Wenn Isaak imstande ist, sich über das ungeheuerliche Vorhaben seines Vaters zu entsetzen und die Empörung zu *fühlen*, ohne dieses Gefühl abzuwehren oder auszuagieren, dann wird diese Erfahrung ihn zu Erkenntnissen bringen, die seinem Vater während seines ganzen langen Lebens verwehrt geblieben sind. Es ist die Erfahrung des Fühlens, die uns ermöglicht, die richtigen Verknüpfungen herzustellen, zu

merken, was um uns vorgeht, und die Illusion aufzugeben, das Alter mache weise. Erst diese schmerzhafteste Erfahrung ist es, die Isaak vom Opfer zum Handelnden macht, nachdem sie ihm die Augen geöffnet hat. Wer nicht fühlen darf, kann nicht aus Erfahrungen lernen. Er übernimmt immer wieder sogenannte Weisheiten der Väter, die sich in unserer Generation als eindeutig falsch erwiesen haben, wie zum Beispiel »Wer die Rute spart, haßt den Sohn«. Und er weicht sein ganzes Leben lang den entscheidenden Erfahrungen aus, weil er sich vor dem Schmerz, und das heißt schließlich vor der Wahrheit, schützen muß. Er darf seinen Vater niemals in Frage stellen, darf sich nicht mit ihm konfrontieren, bleibt für immer, auch mit schneeweißen Haaren, dessen folgsames Kind.

Und wohin führt diese Folgsamkeit? Sie führt Abraham dazu, daß er seinen Sohn umbringen will, um Gott, dem Vater, der das von ihm verlangt, seine Treue zu beweisen. Und sie bringt heute viele alte Herren dazu, mit dem besten Gewissen einen Atomkrieg vorzubereiten. Sie haben lange zuvor das fühlende Kind in sich abgetötet und bei dieser Gelegenheit für die Prinzipien der Eltern zu töten gelernt, mit gutem Gewissen, ohne Reue und ohne sich die Leiden des Opfers vorstellen zu können. Ihren Mangel an Vorstellungskraft, ihre Ahnungslosigkeit konnten wir ihnen lange nachsehen und denken: »Denn sie wissen nicht, was sie tun.« Aber können wir es immer noch, wenn wir selbst auf dem Opfertisch liegen, wie Isaak, und wenn wir die Fähigkeit, uns vorzustellen, was ein Atomkrieg bedeuten würde, noch nicht vollständig eingebüßt haben? Den Isaaks von heute, den fühlenden jungen Söhnen und Töchtern bleibt nichts anderes übrig, als sich vom Opfertisch zu erheben und sich mit der psychischen Realität der kriegsplanenden Väter zu konfrontieren.

Die tatsächliche Überlegenheit Isaaks, nachdem er sich nicht zum Opferlamm machen ließ, besteht nun in seiner *Erfahrung*, in der Tatsache, daß er seine Situation erfährt und mit Sicherheit sein Bedürfnis erkennt, das lautet: Ich will nicht aus Gehorsam sterben, und ich will nicht andere Menschen töten. Ich will mich nicht durch absurde Befehle dazu zwingen lassen, seien sie noch so geschickt verpackt oder mit Drohungen verbunden. Ich bin bereit, *genau hinzusehen*, mir die Augen nicht mehr verbinden zu lassen und herauszufinden, wer eigentlich an meiner Folgsamkeit interessiert ist. Es muß einen Weg geben, der uns ermöglicht, die Kriegsspiele unserer Väter nicht zu wiederholen, und diesen Weg werden wir jetzt suchen müssen, ohne Vorbilder, weil unsere Situation der drohenden atomaren Vernichtung keine Vorbilder hat. Wir müssen und können uns allein auf unsere Erfahrung stützen und auf unser Bedürfnis, eine Welt zu schaffen, in der wir leben können, ohne andere Menschen umbringen zu müssen. Da wir nicht unbegreiflichen Befehlen, sondern diesem Bedürfnis treu bleiben möchten, sind wir bereit, uns genau umzuschauen. Wir sind bereit, uns genau die psychische Landschaft derer anzuschauen, die uns als naive Pazifisten bezeichnen. Wir sind bereit, die Quellen ihrer Logik zu untersuchen und zu prüfen, ob diese für uns heute noch Geltung haben kann.

Der Ausruf des Kindes in Andersens Märchen: »Aber der Kaiser hat ja keine Kleider an« weckt die Menschen aus einer Massenhypnose, gibt ihnen ihre Wahrnehmungsfähigkeit zurück, befreit sie von der Verwirrung durch Autoritäten und zeigt unbarmherzig die Leere, der sowohl die Herrscher als auch die Massen zum Opfer gefallen sind. All das geschieht plötzlich, ausgelöst durch den einen Satz eines Kindes. Obwohl dieser Ausruf so unendlich befreiend war, tun wir uns schwer mit dieser Befreiung. Sich nicht mehr dazu zwingen zu müssen, goldene Schleppen beim Kaiser zu sehen, weil man beim besten Willen keine sieht, sich deswegen nicht für dumm halten zu müssen, bringt zwar eine große Erleichterung. Aber wenn unser Schicksal in den Händen dieses Kaisers liegt, wenn wir auf seine Weisheit, Wahrnehmungsfähigkeit, Verantwortlichkeit *angewiesen* sind, muß uns unsere Entdeckung zunächst Angst machen. Wer wird uns in Zeiten der Gefahr beschützen? Es ist nun offensichtlich, daß dieser Kaiser es nicht tun kann. Er scheint von seiner Eitelkeit so besessen zu sein, daß man ihm leicht jeden Un-

sinn einreden kann. Soviel scheint klar. Doch nur für einen Menschen, der von diesem Kaiser nicht abhängig ist. Wenn aber unsere Zukunft von diesem Kaiser abhängt, *weil wir keinen andern haben*, möchten wir lieber *nicht* wissen, wie er wirklich ist, sondern glauben, daß er uns beschützen wird, wenn wir in Not sind. Für diesen Glauben sind wir bereit, uns aufzugeben, an unserer Wahrnehmungsfähigkeit zu zweifeln.

Wie ein Kind den seelischen Tod auf sich nimmt, um die Illusion des klugen, voraussetzenden Vaters zu erhalten, den es nicht hatte, gehen Soldaten aufs Feld, um für einen Führer zu sterben, der sie dafür mißbrauchte. So war es noch vor kurzem. Viele Menschen können sich noch daran erinnern, und die anderen können dank Filmarchiven den Hitler-Pomp und die jubelnden Massen immer wieder zu sehen bekommen. Aber so muß es nicht bleiben. Vor allem, so kann es nicht bleiben, weil die Mittel zur Verwirrung und Vernichtung der Menschen inzwischen gigantische Ausmaße angenommen haben. Wir können es uns also nicht mehr leisten, unsere Wahrnehmung zu verleugnen und der Wahrheit auszuweichen, auch wenn diese schmerzhaft ist. Um so weniger, als sie eine lebensrettende Funktion hat. Es ist beängstigend und schmerzhaft, keinen starken Vater zu haben, wenn man auf seine Stärke angewiesen ist. Doch wenn das Festhalten an der Illusion den Tod Isaaks und unsere Vernichtung heute bedeuten sollte, dann wäre die Aufgabe dieser Illusion der erste und unerläßliche Schritt für eine Wendung. Auch wenn dieser Schritt mit Angst verbunden ist, ja gar nicht ohne Angst denkbar wäre.

Denn nur ein kleines Kind kann unbefangen ausrufen: »Der Kaiser hat ja keine Kleider« – und nur wenn es die Konsequenzen dieser Einsicht noch nicht ermessen kann. Außerdem befindet sich dieses Kind in Andersens Märchen in Geborgenheit, weil sein Vater es ernst nimmt. Doch für den Erwachsenen, der einen solchen Vater niemals hatte, bedeutet die Befreiung seiner Sinne zugleich die Gefährdung oder den Verlust einer lebenswichtigen Hoffnung: der Hoffnung auf Schutz. Wir sind entsetzt beim Anblick des betrogenen Kaisers ohne Kleider, wenn wir bedenken, daß dieser Kaiser die Macht hat, Befehle auszuteilen, die über unser Leben entscheiden. Es wäre für unser momentanes Wohlbefinden selbstverständlich viel leichter, auf das Sehen zu verzichten und den Glauben zu behalten, die Staatsgeschäfte seien in guten Händen. Aber für die Zukunft und für die Zukunft unserer Kinder wäre dies keine Lösung. Der Isaak von heute kann es sich nicht mehr leisten, die Augen wieder zu schließen, nachdem er gesehen hat. Er weiß jetzt, daß ihn sein Vater nicht schützt, und er ist entschlossen, sich selbst zu schützen. Er ist entschlossen, nicht wegzuschauen und seine Situation zu untersuchen.

Abrahams Blick nach oben und seine kindliche Hörigkeit symbolisieren und verdichten zahlreiche Erfahrungen, die Isaak schon früher gemacht hat, ohne sich diese erklären zu können. In deren Lichte verwandelt sich der naive eitle Kaiser in ein kleines Kind, das seinem Vater die wunderbaren neuen Kleider aus Gold zeigen möchte, damit es endlich von ihm gesehen werde. Das Kind, das etwa hätte sagen können: »Vater, jetzt, da ich in meiner ganzen kaiserlichen Pracht daherkomme, von so vielen Massen begleitet, kannst du mich nicht übersehen. Jetzt endlich wirst du mich bewundern und lieben.«

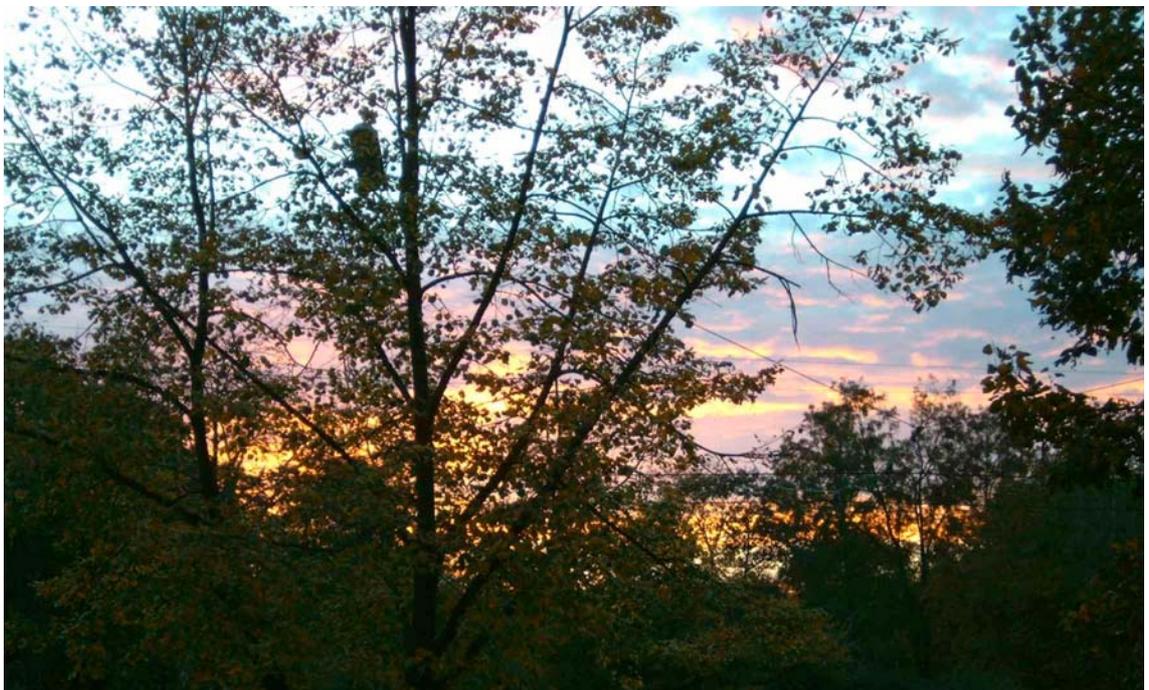
Und der Politiker, der uns weismachen will, er sei um unsere Freiheit besorgt (auch wenn wir in der Atombombe verglühen sollten), schaut ebenfalls wie Abraham nach oben, zu seinem Vater, der längst nicht mehr lebt, und fragt wie ein Kind: »Habe ich das nicht glänzend gemacht? Schau, wie gut ich deine Werte verwalte, schau, wie gut ich danach trachte, daß die Welt so bleibt, wie du sie mir vor sechzig Jahren geschildert hast, und daß die Werte heiliggehalten werden, die dir wichtig waren. Schau, wie ich aufpasse, daß nichts sich verändern kann, so wie du es immer schon von mir wolltest! Bist du jetzt mit mir zufrieden? Kannst du mich jetzt lieben?«

Es gibt viele Varianten solcher Politiker: Möglicherweise hat einer einen Vater gehabt, der sich ständig verfolgt fühlte. Dem wird der heutige Politiker sagen: »Ich werde nicht

früher ruhen, als bis ich alle deine Feinde vernichtet habe. Bist du jetzt mit mir zufrieden?«

»Was hat das alles aber mit meinem Schicksal zu tun?« fragt sich Isaak. »Die Geschäfte der alten Männer mit ihren Vätern, die kann ich gut verstehen. Ich will aber nicht, daß diese über mein Leben entscheiden, denn was ich jetzt zu verlieren habe, ist nicht ein realer Schutz, sondern nur noch die Illusion.« Alle diese Männer geben ständig vor, etwas für uns zu tun, und wir wollen ihren Worten glauben, weil wir von ihnen abhängig sind, weil die Welt so kompliziert geworden ist, daß wir überall Experten brauchen: technische Experten, Betreuer der Computer und vor allem Kontrollstellen, immer mehr Kontrollstellen, damit die Welt nicht der Atombombe zum Opfer fällt. Aber was tun, wenn die Angst vor dieser Gefahr, die die Kontrolle nötig macht, zugleich unentwegt neue Gefahren produziert, und dies nur, weil der Mensch, durch seine verdrängte Vergangenheit blockiert, nicht in die Zukunft sehen will?

»Was ich jetzt versuchen kann«, denkt Isaak, »ist, den Blick meines Vaters auf mich zu richten, weg von seinen Vorfahren und hin zu mir auf den Opfertisch, den er mir da bereitet hat. Vielleicht wird ihn das zur Besinnung bringen, vielleicht auch nicht. Aber *mich* hat der Blick auf diesen Tisch und auf meinen Vater zur Besinnung gebracht. Ich bin nicht bereit zu sterben, bin nicht bereit zu marschieren und Kriegslieder zu singen. Ich bin nicht bereit zu vergessen, was den Kriegen stets vorausgegangen war. Ich bin aus meinem tausendjährigen Schlaf erwacht.«



Literatur

- Chalfen, Israel** (1983), PAUL CELAN. EINE BIOGRAPHIE SEINER JUGEND. Frankfurt a. M.: Insel
- Deussen, Paul** (1901), ERINNERUNGEN AN FRIEDRICH NIETZSCHE. Leipzig: Brock haus
- Fabre, Josep Palau J.** (1981), PICASSO 1881-1907. München: Prestel
- Forge, Andrew** (1967), SOUTINE. London
- Janz, Curt-Paul** (1978), FRIEDRICH NIETZSCHE. München: Hanser
- Kollwitz, Käthe** (1983), ICH SAH DIE WELT MIT LIEBEVOLLEN BLICKEN. Wiesbaden: Fourier
- Lawrin, Janko** (1963), FJODOR M. DOSTOJEVSKIJ. Reinbek: Rowohlt
- Leboyer, Frédéric** (1981), GEBURT OHNE GEWALT. München: Kösel
- Miller, Alice** (1979), DAS DRAMA DES BEGABTEN KINDES. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
(1980), AM ANFANG WAR ERZIEHUNG. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
(1981), DU SOLLST NICHT MERKEN. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
(1985), BILDER EINER KINDHEIT. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
(1988b), DAS VERBANNT WISSEN. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Nietzsche, Friedrich** (1972), WERKE I-V, hrsg. von **Karl Schlechta**.
Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein
(1976), ALSO SPRACH ZARATHUSTRA. Frankfurt a. M.: Insel
- O'Brian, Patrick** (1979), PABLO PICASSO. Hamburg: Hoffmann & Campe
- Payne, Robert** (1981), STALIN. München: Heyne
- Radström, Niklas** (1985), HITLERS BORNDOM. Stockholm: W & W
- Sabartés, Jaime** (1956), PICASSO. GESPRÄCHE UND ERINNERUNGEN. Zürich: Arche
- Tichy, Wolfram** (1983), BUSTER KEATON. Reinbek: Rowohlt
- Wiegand, Wilfried** (1986), PABLO PICASSO. Reinbek: Rowohlt